

AURORA
EICHENDORFF
ALMANACH

JAHRESGABE
DER EICHENDORFF-STIFTUNG E.V.
EICHENDORFFBUND

13

HERAUSGEBER KARL SCHODROK

VERLAG KULTURWERK SCHLESISIEN NEUMARKT/OPF

1953

Aurora –Eichendorff Almanach. Jahresgabe der Eichendorff-Stiftung e.V., Eichendorffbund. Bd. 13.
Herausgeber Karl Schodrok. Neumarkt / Opf. 1953.

Karl Schodrok, <i>Warum wieder Eichendorff?</i>	7
Hans Niekrawietz, <i>Der Dichter</i>	10
Günther Grundmann, <i>Moritz von Schwind, der Maler im Geiste Eichendorffs</i>	11
Willibald Köhler, <i>Eines deutschen Botschafters beglückende Botschaft</i>	17
Otto Demuth, <i>Die Bedeutung Wiens und des Donaupraums in Eichendorffs künstlerischer Entwicklung</i>	22
Georg Hyckel, <i>Letzte Wege Josepbs von Eichendorff</i>	27
Adolf von Grolmann, <i>Eichendorffs Frömmigkeit</i>	33
Wilhelm Kosch, <i>Ein unbekannter Brief Eichendorffs aus dem Revolutionsjahr 1848</i>	36
Alfons Hayduk, <i>Weg und Wandel der Lyrik von Eichendorff bis Rilke</i>	37
Ewald Reinhard, <i>Eichendorff als Märchenerzähler</i>	41
Franz Ranegger, <i>Die Wiederentdeckung des Literaturhistorikers Joseph v. Eichendorff</i>	44
Joachim Herrmann, <i>Das letzte Lied von Richard Strauß</i>	51
Karl Otto Frey, <i>Friedrich Glück, ein großer Unbekannter</i>	53
Helmuth Richter, <i>Das Waldborn</i>	56
Willibald Köhler, <i>Unstern. Das Schicksal der oberschlesischen Eichendorffstätten Lubowitz und Neisse</i>	57
Karl Willi Moser, <i>Bilderbogen aus dem Neisser Eichendorff-Museum</i>	62
Alfred Jahn-Neisse, <i>Zur Gestaltung des neuen deutschen Eichendorff-Museums in Wangen</i>	65
Drei Seiten aus dem Goldenen Buch <i>des deutschen Eichendorff-Museums im Aufbau</i> (Willibald Köhler, Paula Latzel-Sedlnitzky-Eichendorff, Egon H. Rakette).....	67
Georg Hyckel, „Ein Bilderbogen scheint alles, was vergangen“. <i>Kleine Geschichten um Joseph von Eichendorff: Die Wohnung des Dichters Lied im Winde Ein netter Mann Sternennacht Haus in Rosen</i>	69
Gerhard Kukofka, <i>An Eichendorff</i>	76
Mitteilungen / Bücherecke	
Hans M. Meyer, <i>Eichendorff-Bibliographie 1945–1951/52</i>	72
Joseph von Eichendorff und Melchior Diepenbrock.....	83
Rohrbacher Eichendorfferinnerungen.....	83
Eichendorffs Breslauer Studienzeit.....	84
Zum Schicksal der schlesischen Eichendorff-Stätten.....	84

Von Eichendorffs Nachkommen.....	85
Eichendorff im Preisausschreiben.....	85
Die „Hohnsteiner“ spielen Eichendorff.....	85
„Kaum glaublich: Eichendorff“.....	85
Eichendorff in der Schule.....	87
„Unstern“, ein bedeutsames Novellenfragment Eichendorffs.....	87
Eichendorff-Abende.....	87
Eichendorff und der sozialistische Realismus.....	88
Willibald Köhler, Joseph von Eichendorff. Die schlesische Lebensstation des Dichters	
Eichendorff, Bilder aus seinem Leben.....	89
Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter als Mensch, Künstler, Dichter und Erzieher.....	89
Wilhelm Kosch, Deutsches Theaterlexikon.....	90
Eichendorff-Stiftung e.V. neu gegründet.....	91
Der Almanach Aurora.....	92

Quellenangabe der Bilder

EICHENDORFF-HANDSCHRIFT UND KÖTHEN Sammlung Heiduczek, jetzt Eichendorffmuseum Wangen/Allgäu

MORITZ VON SCHWIND Kunstverlag Bruckmann/München

HEIDELBERG, HALLE, MARIENBURG Monatsschrift „Der Oberschlesier“/Oppeln 1935

BERLIN, ALTES KADETTENHAUS Sammlung Georg Hyckel

BRESLAU, NEISSE Privatbesitz Prof. Theo Effenberger/Berlin

Abbildungen und Faksimiles

Eichendorffs Handschrift *Aus dem Kapitel über seine Geburt*. Anfang des Novellen-..... vor Titeli-
fragments *Unstern*

Moritz von Schwind. *Wanderer am Talrand*..... nach S. 14

Ritter auf nächtlicher Wasserfahrt

Moritz von Schwind. *Eremiten*..... nach S. 20

Hochzeitsreise

Moritz von Schwind *Morgenstunde*..... nach S. 28

Waldkapelle

Letzter Blick ins Heimattal

Eichendorff-Städte:..... nach S. 48

Wien: Der neue Markt. Gemälde von Rudolf Alt, 1832, Albertina

Heidelberg. Kupferstich, 1820, Städtische Sammlungen Heidelberg

Halle: Giebichenstein. Sepiazeichnung, Ende 18. Jahrh. Stadtarchiv Halle
Breslau: Die Universität. Stahlstich von Joh. Poppel, Mitte 19. Jahrh. Privatbesitz

Eichendorff-Städte:.....nach S. 64

Berlin: Der Hof des Alten Kadettenhauses. Gemälde von Brücke, 1832, Berlin
Schloß Monbijou

Marienburg, Ostseite. Lithographie von Hoorn, 1830, Sammlungen des Schlosses
Marienburg

Koethen / Anhalt: Eichendorffs Wohnhaus. Sammlung Heiduczek

Neisse: Der Marktplatz. Stahlstich von E. Höfer, Mitte 19. Jahrh., Privatbesitz

Warum wieder Eichendorff?

1929 schufen wir zu dreien – der Dichterenkel Karl von Eichendorff, Univ. Professor Dr. Dyroff und ich – im Anschluß an meine Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“ den Almanach *Aurora*, dessen letzte Ausgabe 1943 erschien. 1931, wieder zu Dreien, gründeten wir die deutsche Eichendorffstiftung, unterstützt von ober-schlesischen Freunden wie Willibald Köhler, Dr. Ernst Laslowski, Georg Hyckel, Hugo Eichhof und Alfons Hayduk, gefördert von Oberpräsident Dr. Hans Lukaschek, dem jetzigen Bundesminister für Vertriebene, und Landeshauptmann Theofil Woschek, dem im vorigen Jahre heimgegangenen treuen Eckart ober-schlesischer Volkstumsarbeit, unter dem Beifall von Männern wie Friedrich Bischof, jetzt Intendant des südwestdeutschen Rundfunks, Kultusminister Dr. Boelitz, Hans Brandenburg/München, Dr. Otto Demuth/Gablonz, Oberbürgermeister Dr. Franke und Bürgermeister Dr. Warmbrunn in Neisse, Paul Fechter/Berlin, Reichsminister Dr. Geßler, Univ.-Professor Dr. Hans Heckel/Breslau, Carl Lange/Danzig, Dr. Michaelis von der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst in Berlin, Univ.-Professor Dr. Josef Nadler/Wien, Diözesan-Archivdirektor Dr. Alfons Nowack in Breslau, Dr. Rudolf Pechel, Herausgeber der Deutschen Rundschau, Professor Dr. Franz Peschel/Freiwaldau im Altvatergebirge, Professor Dr. Ranegger/Wien-Mödling, Oberstudienrat Dr. Ewald Reinhard/Münster, Professor Dr. Schneck, Leiter der schlesischen Kulturwochen, Regierungsdirektor Dr. Reinhold Weigel/Oppeln und Leo Weismantel. Von der Eichendorffstiftung aus gelang uns einige Jahre später die Gründung des Eichendorffmuseums in Neisse, um dessen Aufbau sich sein Leiter Willibald Köhler, dann Bruno Tschierschke und Willi Moser als Kustos, u. a. auch Oberbürgermeister Mazur und Bürgermeister Franzke in Neisse besondere Verdienste erworben haben.

Wenn wir nun, nach dem totalen Zusammenbruch Deutschlands und seiner Zerreißung, dem Verlust von Eichendorffs Heimat und der Zerstörung der schlesischen Eichendorffstätten, die *Aurora* in neuer Folge erscheinen lassen und die Eichendorffstiftung neu begründen, so ist dies keine Spielerei und Marotte, sondern wir folgen damit einer ernsten Verpflichtung und einem Ruf unserer Zeit.

Eichendorffs Werk lebt und wurde ein unverlierbarer Besitz der deutschen Nationalliteratur. Eichendorffs Lyrik ist einmalig. Kein deutscher Dichter wurde so oft vertont wie Eichendorff. Von seinem weitschichtigen Prosawerk ist die köstliche Novelle „*Aus dem Leben eines Tange-nichts*“ in die Weltliteratur eingegangen. Sein Jugendroman „*Abnung und Gegenwart*“ und „*Dichter und ihre Gesellen*“ sind geladen mit zeitnahen Lebensweisheiten, dasselbe gilt mehr oder weniger auch für seine übrigen Erzählungen

und epischen Werke. Auch als Dramatiker hat Eichendorff sich versucht, wenn auch die Dramatik nicht seine starke Seite sein mag. Aber sein Lustspiel „*Die Freier*“ wird immer wieder gern neu bearbeitet und aufgeführt, ebenso sein Trauerspiel „*Die letzten Ritter von Marienburg*“. Geschichtlich und literarisch gleichermaßen wertvoll ist Eichendorffs Werk über die Geschichte der Marienburg. Zu Unrecht weiß man bis heute noch sehr wenig, wieviel wertvolles Gedankengut uns Eichendorff in seinen politischen, kulturpolitischen und literarhistorischen Schriften, in seinen Tagebüchern und Briefen hinterlassen hat.

Eine überholte und oberflächliche Betrachtung neigte vielfach dazu, Eichendorff mit der abgegriffenen Phrase vom „letzten liebenswürdigen Ritter der Romantik“ abtun zu können. Man sah nur das Romantische und das Wort Romantik hat für viele den Beigeschmack des Weltfremden, des Verträumten, des Verspielten. Eichendorff ist aber alles andere als dies, und er ist die *Erfüllung der Romantik*.

Was die Beschäftigung mit Eichendorff und seinem Werk so reizvoll macht und was innerlich bereichert, das ist unseres Dichters vorbildliche Persönlichkeit. Da ist nichts Gekünsteltes und Gemachtes. „Was wahr in Dir, wird sich gestalten, das andre ist erbärmlich Ding“, oder, wie er es ein andermal formulierte „Es ist nichts groß, was nicht aus einem einfältigen Herzen kommt.“

Zwei große Pfeiler tragen Eichendorffs Leben und Werk, der eine Pfeiler heißt Heimat, der andere Religion.

Hatte eine echt romantische Fernsehnsucht den stürmenden Jüngling in die weite Welt geschickt, so überkommt den auf der Höhe seines Schaffens stehenden Mann in den Stunden der Besinnung ein grenzenloses Heimweh: „Es reisen die Gedanken zur Heimat ewig fort.“ Die Erinnerung an sein Jugendparadies Lubowitz und seine schlesische Heimat begleiten den Dichter alle Tage seines Lebens. In Oberschlesien schließt sich sein Lebenskreis: Der Beginn ist Lubowitz, wo er am 10. März 1788 geboren wurde, der Ausklang die altherwürdige Bischofsstadt Neisse, wo er im Frieden mit den Menschen und mit Gott am 26. November 1857 heimging in die Ewigkeit. Aber, einer echten und lebendigen Heimatliebe sind keine engen Grenzen gesetzt. So wuchs auch Eichendorffs Heimatgefühl über die Grenzen seines schlesischen Stammes hinaus und all die anderen Orte und deutschen Landschaften, die er erlebte, nahm er aufgeschlossen in sein schlesisches Bewußtsein auf: Halle und Heidelberg, Wien und Berlin, Königsberg und Danzig, Bayern, Dresden und Köthen, den Harz und das Meer. So steht bei aller festen Verwurzelung in der engeren Heimat über Eichendorffs Leben und Werk: Das ganze Deutschland soll es sein! So ist Eichendorff als ein echter Schlesier ein Mittler zwischen Nord und Süd und zwischen Ost und West! In seinem großen und edlen Herzen haben der strenge preußische Herr Geheimrat und der süddeutsch beschwingte und berglandfrohe „*Taugenichts*“ gleichermaßen Platz.

Seine Lubowitzer Heimat hat Eichendorff frühe verloren. Der Dichter hat den Verlust seines Vaterhauses und der Heimatscholle niemals ganz verschmerzen können. Der Schmerz um die verlorene Heimat und Heimweh brannten in ihm weiter und wurden ganz wesentliche Motive seines Dichtens.

Eichendorff und seine Dichtung bleiben aber nicht im Weh um die verlorene Heimat stecken, sie finden – und das ist das ganz Große bei ihm – Erfüllung und harmonischen Ausklang im allgemein Menschlichen und in der Sehnsucht nach der ewigen Heimat. Nur ein im Tiefsten religiöser Mensch konnte diesen Ausklang finden. Eichendorff bekannte sich sein ganzes Leben lang immer fest und ohne Wanken zu seiner Kirche und war bereit, für diese seine Überzeugungstreue jedes Opfer zu bringen. Aber er war niemals ein Eiferer im unangenehmen Sinne. Seiner Freundschaft mit dem liberalen und protestantischen Oberpräsidenten von Preußen, Freiherrn von Schön, verdanken wir die Restaurierung der Marienburg, ein Wahrzeichen deutscher Kultur im Osten. In einem Briefe Eichendorffs an den schlesischen Mundartdichter Karl von Holtei lesen wir: „Ich weiß recht wohl, daß Sie kein Katholikenfresser sind, so wenig als ich ein Protestantenfresser“. Die ganz kindliche und naive Frömmigkeit, die so ganz aus einem reinen Herzen kommt und die niemals aufdringlich ist und sich brüstet, das ist das Geheimnis, das diesen Dichter des deutschen Waldes und des Wanderns allen besinnlichen Menschen, ganz gleich welcher Konfession und sonstigen Lebensauffassung, so liebenswert macht.

Wenn wir nunmehr unser Eichendorffjahrbuch wieder herausgeben und die Freunde Eichendorffs und seiner Werke in der Stiftung wieder sammeln, so ist dies gewiß und zunächst eine Pflicht der Pietät gegenüber einem der besonderen Lieblinge unsres Volkes im Reiche der Dichtung und dann ein schöpferischer Beitrag zur deutschen Literaturkunde und Forschung. Zugleich aber und darüber hinaus ist es ein Helfenwollen in unserer richtungs- und gnadenlosen Zeit. Wahrlich, Eichendorff ist „ein deutscher Tröster“, nicht nur ein Tröster der Heimatvertriebenen, sondern aller Menschen, die von der in unseren Tagen so weit verbreiteten Lebensangst gepackt sind und in den hochgehenden Sturmfluten einer wilderregten Zeit Ausschau nach einer stillen Insel des inneren Friedens und nach neuen sonnigen Ufern halten. Was wir bei der Gründung der deutschen Eichendorffstiftung im Jahre 1931 sagten, das hat auch heute wieder volle Geltung: „Notzeiten rufen von jeher zur Einkehr, sie fordern die Kräfte der Seele heraus und bauen Werke, die den Tag überdauern, verwandeln graue Fron in farbigen Festtag. Eichendorff rief in Zeiten des Zusammenbruchs und der Gärungen zur Einkehr und zur Sammlung und wollte den an äußeren Gütern Verarmten den Sonntag im Gemüte bereiten. Wir lassen uns nicht beirren von jenen, die Romantik wie etwas Rückständiges schelten. Wir wissen, daß die Tieck, Schlegel, Novalis, Brentano, Arnim und die Gebrüder Grimm sich Romantiker nannten, weil sie das Neue wollten, damals die Entdeckung und Erforschung der Geschichte und der Seele unseres deutschen Volkes. Heute wollen wir nicht länger die Diktatur der aktuellen Literaten dulden, wünschen vielmehr ein Dichtergeschlecht, das fruchtbare Träume von kommenden Dingen gestaltet und die Dinge unserer neuzeitlichen Umwelt verseelt. Arbeitslos und seelisch träge hat die Maschine uns gemacht, die Aufhebung dieser Knechtschaft wird uns Aufgabe und Ziel.“

Karl Szodrok

Der Dichter

Hans Niekrawietz

Der Nacht entsteigt, was lange stumm gewesen,
und zieht den alten Kreis, den jeder kennt.
Du aber bist von vielen auserlesen,
zu künden, was kein anderer Mund benennt.
Du bist der Wanderer am hohen Ufer
des breiten Stromes, der uns alle treibt,
ein Liebender und dennoch strenger Rufer,
der in die Strömung schaut und einsam bleibt.
O Drang und Zug, der in der Tiefe waltet
und im Triumph der neuen Dämmerung
sich bunt und abenteuerlich entfaltet
und wieder schwindet zur Erinnerung!
Du fühlst das grenzenlose Fließen
und weißt um die erbarmungslose Not,
da alles wie im Traum zu deinen Füßen
zerrinnt in nichts als Traurigkeit und Tod.
Vorüber ziehen Bilder und Gestalten
aus dunklen Quellen unbewußter Kraft.
Dir aber gab ein Gott, sie festzuhalten
in einem Werk, erlöst und gleichnishaft.

Moritz von Schwind, der Maler im Geist Eichendorffs

Günther Grundmann

Als die deutschen Maler in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nach Rom strebten – auch Schwind zog es 1835 nach Italien – vermochten sie dort nicht nur einen monumentalen Niederschlag ihres Wollens etwa in den Wandbildern des Casino Massimo zu finden, sondern erlebten gleichzeitig durch den Einfluß der Heidelberger Schule in ihrer fast mönchischen Idealwelt die geheimnisvolle Bindung an ihre deutsche Heimat. Gerade in der südlichen Fremde offenbarte sich ihrer sehnsüchtig schweifenden Phantasie die Heimat mit mächtigem Drang nach Gestaltung. Es war die volkstümliche, liedhafte, märchenselige Welt des Nordens, es war die altdeutsche fromme Vergangenheit, die sie anrührte und in ihren Bann schlug.

Daher tauchen in den Bildern der „Lukasbrüder“, eines Overbeck, Fohr und Schnorr von Carolsfeld, die Erinnerungen an die Kölner Meister des 15. Jahrhunderts, an die Landschaftshintergründe und die Erzählerlust des späteren Mittelalters auf und bereiten damit den Boden vor, aus dem die Saat einer Malergeneration aufgehen sollte, die über die Brüder Olivier und Fohr zu Fries und Ludwig Richter führen und in Moritz von Schwind ihren Höhepunkt und Abschluß finden sollte.

Man hat von den Bildern Moritz von Schwinds gesagt, daß sich in ihnen Dichtung und Malerei zum vollendeten Einklang verbunden hätten. Gemeint ist damit die Dichtung der deutschen Romantik, wie sie sich vor allem im Werk Joseph von Eichendorffs darstellt, und die von den Nazarenern ausgehende Stimmungsmalerei, die mit dem Schaffen Schwinds weit über die Jahrhundertmitte hinausreicht. Diese Malerei inmitten einer Zeit wachsenden bürgerlichen Unglaubens hat ihre entscheidenden Impulse durch die Dichtung erhalten. In der Dichtkunst ist zuerst die diese Künstler bewegende Frage des Verhältnisses des Ich zum All gestellt und in der Lyrik dieser Zeit zum Ausdruck gebracht worden. Ihr antwortete dann die Malerei von Caspar David Friedrich bis zu Schwind.

Wie stark das Bild dieser Jahrzehnte von der Dichtung her angeregt und beeinflusst wurde, ermißt man an der nachhaltigen Wirkung, die Ludwig Tieks „*Franz Sternbald*“ ausübte. Der Dichter schildert, wie die Hauptperson seiner Erzählung unter einem Baume auf der Wanderung ausruhend, den sich ihm darbietenden Fernblick in sich aufnimmt und zwar so, als ob er vor einem gemalten Bilde stünde: „Er kam sich jetzt vor als eine von den Figuren, die in den Vordergrund eines solchen Prospektes gestellt werden, und er sah sich nun selber gezeichnet oder gemalt daliegen unter seinem Baume und die Augen nach der Stadt vor ihm wendend. Sein ganzes Leben erschien ihm über-

haupt oft als Traumgesicht, und er hatte dann einige Mühe, sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, wirklich zu überzeugen.“ Vorerst nur ein träumerisches sich Verlieren an die Natur andeutend, zugleich das Verhältnis des Menschen zur Bildfigur vorwegnehmend, läßt sich von dieser dichterischen Formulierung die Folge der vielen Rückenfiguren von Friedrich bis zu Schwind als Projektionen des Ichs in das Bild ableiten, wie auch in der Lyrik Eichendorffs das Ich dem All gegenübersteht. Schwinds Bild „*Wanderer am Talrand*“, um 1861/62 entstanden, 1931 verbrannt, ist hierfür ein sprechendes Beispiel. Eichendorffs Gedicht: „*Auf der Wanderschaft*“ hat in ihm seine sichtbare Verkörperung erhalten, wenn es im ersten Verse des Gedichtes heißt:

„O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.“

Aber während bei Friedrich der betrachtende Mensch und die betrachtete Natur im Abstände etwa eines ernsten und tiefsinnigen Monologes einander gegenüberstehen, dem norddeutschen Einsamkeitsdrang des Malers entsprechend, verschmelzen Schwinds Menschengestalten mit der Landschaft zu einer innigen Einheit des Dialoges, der vertraulichen gemütvollen Zwiesprache. Seine Bilder sind daher von einer gläubig heiteren, seinem süddeutschen Wesen verwandten Hingabe an die Natur erfüllt und deshalb gerade klingen sie mit ihrer musikalischen Melodienfülle mit den Liedern Eichendorffs, in dessen schlesischer Herkunft eine dem Süddeutschen sehr nahe Verwandtheit mitschwingt, so innig zusammen. Diese Übereinstimmung im Allgemeinen wird zur liedhaften Untermalung des eben genannten Bildes durch Eichendorffs Verse „*Mittagsruh*“:

„Über Bergen, Fluß und Talen,
Stiller Lust und tiefer Qualen
Webet heimlich, schillert, Strahlen!
Sinnend ruht des Tags Gewühle
In der dunkelblauen Schwüle,
Und die ewigen Gefühle,
Was Dir selber unbewußt,
Treten heimlich, groß und leise,
Aus der Wirrung festern Gleise,
Aus der unbewachten Brust,
In die stillen weiten Kreise.“

So wie bei Eichendorff die Natur „Dir selber unbewußt“ hineinfließt in die eigene Empfindungswelt des Herzens, vollzieht sich auch bei Schwind eine innerliche Überwindung des Abstandes zwischen dargestelltem Menschen und der ihn umgebenden Landschaft. Die Natur wird im Bild beseeligende Nähe. Das aber verbindet Schwind mit der altdeutschen Malerei gerade desjenigen deutschen Landschaftsraumes, der ihm seiner Herkunft nach besonders nahe steht, mit der Donauschule. So wie bei einem Maler wie Altdorfer Wälder und Täler, See und Gebirge, thronende Burgen und Kirchen, im Tal am Fluß gelegene Schlösser und Städte zu einem lusterfüllten Panorama

vereinigt sind, umfaßte sie Schwind mit der gleichen Empfindung, besang sie Eichendorff: „*O Täler weit, o Höhen, o, schöner grüner Wald ...*“

Eine solche Malerei in ihrer Stimmungsdichte mußte daher mit der Lyrik der Romantik auf den gleichen Ton gestimmt sein. Deshalb sind sich Schwind'sche Bilder und Eichendorff'sche Verse oft geradezu zwillingsgleich. So wie Eichendorff der Sänger der deutschen Wälder und Berge, der mondscheinübergossenen Parks und der verwunschenen Schlösser, der verträumten Städte, der fahrenden Gesellen und Postillone, der Nixen und Geister, kurzum der herzbeseelten Heimat war, wurde Schwind ihr Malerdichter. Und wenn beide Sagen und Märchen wiederum lebendig machten und damit im Sinne der romantischen Wiedererweckung der „*deutschen Gotik*“ längst verschüttete Quellen wieder springen ließen, so fanden sie hierfür den gleichen sprachlichen und bildhaften Ton einer echter Volkskunst entsprechenden Naivität.

Dieses fromme sich Versenken in die Vergangenheit entsprang ebensowohl beider religiöser Grundhaltung einer echt katholischen Frömmigkeit als auch einer sehr bewußten Ablehnung gegenüber dem zunehmenden materialistischen Unglauben ihrer Zeit. Sie hat wenig mit dem aus dem Geist norddeutschen Protestantismus hervorgegangenen christlichen Pantheismus Friedrichs zu tun, sie ist andererseits ohne diesen auch nicht denkbar. Ihr Grundton ist daher nicht grüblerisch melancholisch, sondern von frommer Einfalt erfüllt, nicht suchend sondern hinnehmend, nicht lebensmüde, sondern lebensfroh. Wenn trotzdem über ihr ein leiser Hauch von Schermerheit verbreitet ist, so deshalb, weil diese Frömmigkeit der Resonanz in ihrer Zeit entbehrte, weil sie Sache des Einzelnen geworden war. Friedrich hatte sich in die Symbolik gotischer Klosterbauten als Sinnbild der zerfallenden Kirche gerettet, Schinkel in den Stimmungszauber von Architekturphantasien gotischer Dome, die Generation eines Eichendorff, Richter und Schwind umkränzte mit Wort und Bild die Poesie der Sonntagsstille, der Einsamkeit der Eremiten, der Waldkapellen und Marterln, der schlichten Kirchenlieder und des Glockengeläutes. Das ist es, was als poetischer Gehalt Schwinds Bilder der „*Waldkapelle*“, um 1855 entstanden, und der „*Eremiten*“ bestimmt. Immer aber ist es – und das ist bezeichnend für die religiöse Haltung der Romantik – eine Frömmigkeit, in der christliche Andacht und stimmungsvolle Naturhingabe ineinander übergehen: Glockengeläut, das sich mit Waldesrauschen mischt. Hier wohlthuende fromme Versenkung der an der Kapelle rastenden Wanderin und lautloser Wechsel der Rehe über den Waldweg. Es ist derselbe Einklang von Religiösem und Naturempfinden wie in Eichendorffs Gedicht:

„*Mariae Sehnsucht*“

„*Es ging Maria in den Morgen hinein,
Tat die Erd einen lichten Liebesschein,
Und über die fröhlichen grünen Höhn,
Sah sie den bläulichen Himmel stehn ...*“

Dort die rührende Einsamkeit der drei Eremiten in ihrer Felsenklause, deren einer die Rehe füttert. Zauber der Stille, Beredtheit des Schweigens, sie gibt der Maler wieder, während Eichendorff sie ausspricht im Gedicht: „*Der Einsiedler*“.

„Die Jahre wie die Wolken gehen
Und lassen mich hier einsam stehen
Die Welt hat mich vergessen ...“

Solche Poesie der Frömmigkeit sieht die versunkene Welt des Mittelalters mit anderen Augen an als die Nazarener, die in ihren religiösen Bildern mit der innig und ehrlich erstrebten Angleichung an die Altarbilder der altdeutschen Meister hoffnungslos scheitern mußten. Sie scheiterten auch in der Art und Weise, wie sie die historischen Stoffe des weltlichen Geschehens zu meistern suchten, obwohl sie hier zu einem monumentalen Kartonstil gelangten. Solcherart historisierenden Plänen stand Schwind ferner und wenn er in den Wartburgfresken einen Weg zum Historienbilde suchte, so führte er ihn wiederum in sein Reich poetischer Naturempfindung zurück. Auf ihm verstand er es wie keiner, das Ferne in die Nähe, die Sagenwelt, die Taten der Helden, die geschichtlichen Ereignisse in die Bereiche des menschlich Warmen und des von der Natur Beseelten zu rücken. So bekommt alles, was Schwind dieser Art malte, gleich dem, was Eichendorff dichtete, den Zauber des Romanzenhaften. Das Bild: „*Ritter auf nächtlicher Wasserfahrt*“ 1851 oder 1852 entstanden, ist auf den gleichen Ton gestimmt wie Eichendorffs Romanze: „*Verloren*“:

Still bei Nacht fährt manches Schiff
Meerfey kämmt ihr Haar am Riff...

mit dem wehmütigen Schluß:

Und das Schifflein ist versunken
Und der Schiffer ist ertrunken.

Wenn Schwind eine solche Romanze malt, beruht der Bereich des Sichtbaren auf persönlichem Naturerlebnis des Malers. Hier ist es der Gmundener See bei Traunstein, über den der volle Mond sein silbernes Licht ausgießt. Ein lautlos über die Wasserfläche ziehender Kahn wird ihm zur Vision des traumverlorenen Ritters aus der Zeit der Nibelungen, der im durchsichtigen Wasser den lockenden Leib einer Nixe erblickt. Gespenstische Wolken, fließende Nebel begleiten die Fahrt ins Ungewisse eines tragischen Schicksals. Aber es ist merkwürdig und für die Spätzeit der Romantik bezeichnend, daß Schwind den Bildbetrachter einer solchen Stimmung nicht dem Ausweglosen und Hoffnungslosen einer Melancholie im Sinne Friedrichs verfallen, sondern daß er wie Eichendorff den Leser nur in eine leise Wehmut untertauchen läßt. Hier liegen bis zu einem gewissen Grade die Grenzen einer Spätzeit, in der die Hymnen eines Kleist zur schwermütigen Romanze oder zur lieblichen Idylle eines Eichendorffs werden und in der das heroische Einsamkeitspathos eines Friedrich zur poetischen Schwärmerei, ja häufig zur biedermeierischen Verzauberung eines Schwind wird. Der Blütenstaub solcher Poesie und Verzauberung aber ist die ewige Sehnsucht nach dem Fernen und nach dem Vergangenen. Eichendorff, der ewig Heimatliebende, ist zugleich der ewig in die Ferne Schweifende. In Schwind hat er seinen Genossen im gleichen Geiste gefunden. Symbol ist immer wieder der gelbe Postwagen und das lockende Horn des Schwagers.

[Abb.: Moritz von Schwind, *Wanderer am Talrand* / Moritz von Schwind, *Ritter auf nächtlicher Wasserfahrt*]

„Vom Berge gehts hinunter
Das Posthorn schallt im Grund,
Mein Seel' ist mir so munter,
Grüß Dich aus Herzensgrund!“

So heißt es bei Eichendorff und diese frohe Reisetimmung hat Schwind in einem seiner in- nigsten Bilder, der „*Hochzeitsreise*“, eingefangen. Das Bild, 1862 entstanden, ist ein Erinne- rungsbild an die eigene Jugendzeit, als er mit seiner jungen Frau dem Glück entgegenfuhr. So zeigt es ihn selbst mit seiner Frau, der Wirt trägt die Züge seines Freundes Lachner. Und was ist sonst noch alles in dieses verspätete Biedermeierbild hineingeheimnißt. Der Name „Anis!“ auf dem Schild des Kramladens ist der Kosename seiner ältesten Tochter, der Hintergrund verwendet Motive aus Linz mit dem Blick auf den hohen Priel, den Schloßberg und den Auf- gang zur Pfarrkirche.

Doch was den eigentlichen Zauber ausmacht, das ist die Fröhlichkeit, die von dieser Genres- zene glücklicher Menschen ausstrahlt, die dem „sanften Gesetz“ des liebenswerten Dichters zu Linz, Adalbert Stifter, gehorchen. Und indem gerade dieser Dichternamen aufklingt, werden die Zeitemstände klar, die Künstler wie Eichendorff und Schwind in dem ihnen Gemeinsamen verbinden, der letzten Besinnung auf die Grundelemente des Guten und Schönen inmitten einer immer feindlicheren Welt überheblicher Realistik. Diese feste Welt, deren Stützen Heimat und Familie sind, umfaßt mit dem gleichen magischen Band das Eichendorffschloß Lubowitz in Oberschlesien wie das Landhaus Schwinds am Starnberger See. Und so nimmt es nicht Wunder, wenn sich in diesem Bezirke der allerpersönlichsten Welt beider der Maler und der Dichter so innig berühren, daß man glauben möchte, Schwinds Bild: „*Morgenstunde*“ und Ei- chendorffs Gedicht: „*Das Mädchen*“ seien in unmittelbarer Bezogenheit aufeinander entstan- den. Und doch gestaltet jeder mit den ihm gemäßen Mitteln seine Kunstform. Schwind malt das lichtdurchflutete Interieur mit dem biedermeierischen Hausrat, malt unendlich fein beob- achtete Augenfreuden wie das durch den grünen Vorhang hindurchtropfende Licht, den Fenste- rausschnitt mit der fernen Zugspitze, die zurückgeschlagenen Kissen des eben verlassenen Bettes und die Rückenfigur im Gegenlicht des Fensters. Eichendorff dagegen läßt das Interieur nur als Hintergrund anklingen und verlegt den Versinhalt auf das frische Tun des Mädchens am Morgen und die Vorfreude in ihrem Herzen auf das ferne Lieb. Diese Verse aber sind gleichsam die liebenswürdige Deutung des Schwindschen Bildes schlechthin:

„Stand ein Mädchen an dem Fenster,
Da es draußen Morgen war,
Kämmte sich die langen Haare,
Wusch sich ihre Äuglein klar.

Sangen Vöglein aller Arten,
Sonnenschein spielt' vor dem Haus,
Draußen überm schönen Garten
Flogen Wolken weit hinaus.

Und sie dehnt sich in den Morgen,
Als ob sie noch schläfrig sei,
Ach, sie war so voller Sorgen,
Flocht ihr Haar und sang dabei:

Wie ein Vöglein hell und reine,
Ziehst draußen munt' re Lieb',
Lockt hinaus zum Sonnenscheine,
Ach, wer da zu Hause blieb!"

Auch hier also wieder bei beiden Künstlern das sehnsuchtsvolle Verlangen in die Ferne, das echt romantische Fernweh! Aber zwischen dem umgrenzten Heut und dem lockenden Morgen steht der Augenblick des Abschiednehmens. Keine Gefühlsempfindung hat in solchem Ausmaße dem romantischen Dichter Variationen zu ein und demselben Thema gegeben wie die des Abschiednehmens. Immer wieder fließt der Abschied vom Elternhaus mit dem vom heimatlichen Tale, der von der Liebsten mit dem vom Leben überhaupt in Eichendorffs Poesie in Eins zusammen. Diesem immer wiederkehrenden traurigen Augenblick, den ganz in seiner Schmerzlichkeit auszukosten dem Romantiker geradezu eine Lust geworden ist, entspricht das 1860/61 entstandene Bild Schwinds: „*Letzter Blick ins Heimattal*“: Noch einmal umfaßt das Auge des nach rückwärts gewandten Reiters die von Jugend auf vertrauten Berge, den See, die Kirche und das elterliche Haus, ehe das schnaubende Pferd ihn jenseits des Berges hinabträgt und Meile sich um Meile zwischen die verlorene Heimat und die unbekannte Zukunft legt. Und im Gedicht Eichendorffs: „*Abschied*“ von 1840 wird solcher Abschied zum Sinnbild des Abschieds von der Jugend überhaupt, wenn es heißt:

„Laß, Leben, nicht so wild die Locken wehn,
Es will so rascher Ritt mir nicht mehr glücken,
Hoch über'm Land von diamantnen Brücken:
Mir schwindelt, in den Glanz hinabzusehen.“

Bis zu einem gewissen Grad lassen sich diese Abschiedsworte Eichendorffs auch auf die von ihm und seinem Genossen im Geiste, Moritz von Schwind, gestaltete Welt der unwiderbringlich versinkenden Romantik beziehen, die, je weiter sie entschwand, in einem um so idealisierteren Lichte gesehen wurde. Es ist jene Menschenwelt, von der Schwind einmal sagte, daß man in ihr seine Feinde niederhaut, für seine Freunde durchs Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt. Als Schwind 1871 starb, erstarb mit ihm für lange Zeit der Sinn für diesen „Nachsommer“ romantischer Kunst. Jahrzehnte mußten vergehen, ehe er in verklärtem Lichte wieder entdeckt und Allgemeingut eines Volkes wurde, das von den Realitäten einer selbstmörderischen Zivilisation enttäuscht sich auf sich selbst besann. Doch erst die jüngste Vergangenheit ließ uns ganz ermessen, wohin wir geraten, läßt uns ganz begreifen, was wir verloren: Anmut und Würde einer echten menschlichen Gesinnung, wie sie sich Eichendorff und Schwind im Gegensatz zu ihrer Zeit bewahrten.

Eines deutschen Botschafters beglückende Botschaft

Willibald Köhler

Es handelt sich um keine Staatsaffaire. Aber die Botschaft, von der hier die Rede ist, wird alle Eichendorff-Freunde beglücken. Sie stammt von dem deutschen Botschafter in Pakistan, dem durch sein segensreiches Wirken in Bayern wohlbekanntem ehemaligen Staatssekretär für das Flüchtlingswesen und einstigen Regierungspräsidenten von Breslau Wolfgang Jaenicke, ist datiert vom 13.12.51 und lautet: „Sehr geehrter Herr Köhler! Ihre Zeilen vom 5. erreichten mich verspätet. Ich möchte Ihnen daher sogleich mitteilen, daß ich bereit bin, die Personalakten des Assessors Josef Frhr. von Eichendorff mit eigenhändigen Gesuchen und der Unterschrift Humboldt dem Museum als Geschenk zu überlassen. Ich muß sie indes aus geschlossenen Kisten erst heraussuchen und bitte Sie, sich daher noch etwas zu gedulden. Ich werde Sie benachrichtigen. Mit allen guten Wünschen für Ihre Arbeit und weihnachtlich schlesischem Gruß

Ihr ergebener Wolfgang Jaenicke.“

Die wertvollen Dokumente, deren Zusendung mir angekündigt worden war, trafen indessen nicht ein, und ich geriet in Sorge, sie könnten auf dem Postwege verloren gegangen sein. Meine Anfrage erreichte den neuernannten Botschafter kurz vor seiner Ausreise in Bonn. Unter dem 27. März 1952 machte mir Wolfgang Jaenicke aus Port Said, wo das Schiff auf der Fahrt nach Indien das erste und einzige Mal für wenige Stunden stoppte, die beruhigende Mitteilung, daß die Eichendorff-Akten sich in sicherem Gewahrsam befänden. Der Brief enthielt gleichzeitig die ergötzliche Geschichte, wie der einstige Regierungspräsident von Breslau in ihren Besitz gekommen war.

„... Ich hatte mich eines Tages über die Langsamkeit der Bearbeitung einer Sache durch die Schulabteilung geärgert, und mir fiel dabei das Gedicht von Eichendorff: ‚*Ratskollegium*‘ ein, das Eichendorff, den zarten Lyriker, von einer ganz anderen Seite zeigt, weil er in ihm seinen witzigen Spott über umständliche Bürokraten ausgießt. Während dieses Gedankenganges fiel mir ein, daß Eichendorff ja bei der Breslauer Regierung selbst tätig gewesen ist, und ich gab den Auftrag, auf dem Boden des großen Breslauer Regierungsgebäudes nachzusehen, ob sich etwa noch Personalakten aus der Zeit vor 100 Jahren finden würden. Der mir als feinsinniger Literaturkenner bekannte Geheimrat von Uthmann, wohl das letzte Mitglied der alten Breslauer Patrizierfamilie, legte mir in verblüffend kurzer Zeit mit einem Anschreiben die Akten vor, die sich in einem so unberührten Zustand befanden, daß ich auf jedem Tintenleck noch Sandkörner fand, die 100 Jahre vorher darauf gestreut waren. Ich habe das Schreiben des Herrn von Uthmann bei den Akten gelassen ...“

Dieses erweist durch die Gründlichkeit, mit der Herr v. Uthmann dem Breslauer Schicksal des Dichters nachspürt, in der Tat eine außergewöhnliche Anteilnahme am literarischen Leben unserer Nation. Herrn v. Uthmanns Auszug aus den Akten gebe ich hier wieder:

„Am 28.11.1816 meldet sich der ‚Lieutenant außer Dienst‘ bei der Regierung zu Breslau zur Prüfung als Referendar.

Sie findet am 9.12.1816 statt. Das Protokoll besagt, daß E. im Römischen Recht, in der Lehre vom Personen- und Sachenrecht im Allgemeinen, den verschiedenen Arten des geteilten Eigentums, Emphyteusis, von Servituten, dem Erbrecht, Pfandrecht, von Verjährung und demnächst über die allgemeinen Grundsätze der Staats- und Finanzwirtschaft geprüft wurde und daß der Geprüfte eine gute Beurteilungskraft und in der Lehre vom Recht gute, in der Staats- und Finanzwirtschaft aber mittelmäßige Kenntnisse zeigte.

Nachdem er die Prüfung ‚gut bestanden‘, wurde er als Referendarius an der Breslauer Regierung angenommen und am 24.12.1816 vereidigt. Die Eidesformel ist von ihm selbst unterschrieben.

Am 27.7.1817 bittet Eichendorff das ‚hohe Regierungspräsidium zur Abmachung seiner Familienangelegenheit einen Urlaub auf 6 Wochen nach Lubowitz bei Ratibor erteilen zu wollen‘.

Er bittet am 31.8.1817, ihm den erteilten Urlaub um 14 Tage zu verlängern, was geschieht.

Am 7.10.1818 bittet E. unter Überreichung von 11 guten Zeugnissen über seine Tätigkeit bei der Regierung ‚ihn nunmehr zur höheren Prüfung bei der Königlichen Ober-Examinations-Commission zuzulassen und ihm zu diesem Behufe das erforderliche Qualificationsattest erteilen zu wollen‘.

Das Präsidium erteilt ihm dieses Attest am 24.10.1818 und hegt die Überzeugung, daß E. ‚sich dereinst als Rath eines Collegii durch vorzüglichen Fleiß, Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Arbeiten vorteilhaft auszeichnen werde‘.

Durch ein Schreiben, datiert ‚Breslau 24.9.1819‘, meldet E. dem Regierungspräsidium, daß nach einer ihm soeben zugekommenen Verfügung der Königlichen Ober-Examinations-Commission zu Berlin der Termin zu seiner mündlichen Prüfung daselbst auf den 16.10.1819 festgesetzt worden sei. Er bittet, ihm zu der Reise nach Berlin von den ersten Tagen des Oktobers ab einen Urlaub auf 5 Wochen bewilligen zu wollen, da er seine Anwesenheit daselbst zugleich zur Abmachung einiger dringenden Privatangelegenheiten zu benützen wünsche. Der Urlaub wird erteilt.

Ein Schreiben datiert ‚Berlin 25.10.1819‘ lautet folgendermaßen: ‚Einem Königlichen hohen Regierungspräsidio beehre ich mich, das soeben erhaltene mir von der Königl. Ober-Examinations-Commission hierselbst erteilte Attest vom 16. dieses Monats, wonach ich zur Verwaltung einer Rathsstelle bei einem Regierungs-Collegio für geeignet erachtet worden, anliegend in Unterschrift ehrerbietigst zu überreichen, mit der ganz gehorsamsten Bitte um Rückgabe desselben bei meiner baldigen Zurückkunft nach Breslau. Es gehört zu meinen angelegentlichen Wünschen, noch fernerhin unter den erleuchteten

Befehlen Eines Königl. hohen Präsidii beschäftigt zu werden, abgesehen auch davon, daß eine kostspielige Reise mit meiner Familie vor meiner bestimmten Anstellung mir in aller Beziehung sehr nachtheilig sein würde. Ebenso dringend lassen meine Vermögensumstände mich die gnädige Ertheilung einiger Unterstützung wünschen, indem ich während der Feldzüge von 1813/14 und 1815, die ich als freiwilliger Jäger und Offizier mitgemacht, nicht nur in meiner Laufbahn mich bedeutend aufgehalten habe, sondern auch mein geringes Vermögen erschöpfen mußte.

Da nun der ehemalige Regierungsassessor Brzosowsky zu Breslau, welcher daselbst Diäten bezog, so eben zum Regierungsrath ernannt worden ist, so bitte Ein Königliches hohes Regierungspräsidium ich ganz gehorsamt, bei den hohen Ministerien, bei denen ich deßhalb heute selbst eingekommen, hochgeneigtest darauf antragen zu wollen, daß ich zum Assessor bei der Königlichen Regierung in Breslau ernannt, und mir ein angemessenes Tagegeld bewilligt werde. Baron v. Eichendorff.'

Das mit diesem Schreiben überreichte Attest lautet: ‚Der Regierungs-Referendarius Joseph von Eichendorff hat in der heute mit ihm angestellten Prüfung eine gute Beurteilung, gute allgemeine Bildung und gute Kenntnis der Gesetze und Verfassung an den Tag gelegt und da auch seine schriftlichen Probearbeiten ein gleiches Resultat geliefert haben, so hält die unterzeichnete Ober-Examinations-Commission den p. von Eichendorff zur Verwaltung einer Rathsstelle bey einem Regierungs-Collegio für geeignet.

Berlin 16.10.1819.

Königl. Ober-Examinations-Commission.

Friese, Schmedding, Kahle, Minuth.'

Unter dem 4.11.1819 befürwortet das Regierungs-Präsidium bei den Ministern des Innern und der Finanzen das Anstellungsgesuch Eichendorffs und tritt für seine Ernennung an Stelle des Brzosowsky mit täglich 1 Thlr. 8 Groschen Diaeten ein; in dem Gesuch heißt es übrigens unter Anderem: ‚Hierzu kommt noch, daß einige von den Räthen theils Alters, theils Kränklichkeithalber von Zeit zu Zeit eines Gehilfen sehr bedürfen.'

Ein Erlaß der beiden oben genannten Minister – von Humboldt (Wilhelm) unterzeichnet – ernennt Eichendorff zum Assessor bei der Breslauer Regierung, sagt aber: ‚Dagegen muß die Bewilligung von Diäten vor der Hand noch ausgesetzt bleiben. Das Königliche Regierungs-Präsidium hat jedoch nach Umständen und wenn der p. von Eichendorff sich als Assessor bewährt, deßhalb den Antrag nach 6 Monaten zu erneuern.' Das geschieht am 14.2.1820 mit warmer Befürwortung und Anerkennung der guten Leistungen Eichendorffs.

Der darauf ergehende Erlaß vom 29.2.1820 sagt, daß die jetzigen Verhältnisse es nicht gestatten die beantragten Diäten von 1 Thlr. 8 Groschen zu bewilligen, da ‚in Folge des neuen Staatshaushaltes die Vermehrung der Provinzialausgaben auf jede Weise vermieden werden muß'. Er fährt fort: ‚Es bleibt jedoch dem Königlichen Regierungspräsidio überlassen, den Assessor Baron von Eichendorff, bis seine Anstellung als Rath wird erfolgen können, aus demselben zur Disposition stehenden Sporteln- und sonstigen Dispositionsfonds durch Remunerationen zu berücksichtigen.'

Das Regierungspräsidium aber beruhigt sich bei diesem Bescheide nicht und berichtet bereits unter dem 23.3.1820 den Ministern erneut, seinen Antrag wiederholend. In diesem Bericht heißt es: ‚... Der Sportfonds, auf welchen Euer pp. uns anzuweisen geruhen ist unbedeutend; er reicht nicht hin, diejenigen welche unentgeltlich oder gegen halbes Offiziergehalt bei unserem Bureau arbeiten, vor den dringendsten Nahrungssorgen ... auf kurze Zeit zu sichern. Ohne diese unentbehrlichen Hilfskräfte würde weder die Registratur noch die Canzlei, am wenigsten die Controlle ihre Arbeiten besorgen können, da das Schreibwerk und die Fertigung neuer Listen und Tabellen fast wöchentlich zunimmt.

Um einen Assessor ein nur irgend erträgliches und anständiges Einkommen zu gewähren, ist aber dieser Fond nicht im Geringsten ausreichend. Es kann aber Euer Exzellenz weisen Einsicht überdies nicht entgehen, wie kränkend und niederschlagend es für einen Mann von Ehre und Mitglied eines Collegii sein muß, bloß von Remunerationen existieren zu sollen, deren Bewilligung er mehr oder minder nur von der des Präsidium erwarten soll. Wir glauben uns zwar selbst das Zeugnis geben zu können, daß wir ein solches Verhältnis nicht mißbrauchen würden, aber es ist nichts destoweniger, da wir bei den allgemeinen Verhältnissen von den Personen absehen müßten, ein niederbringendes Verhältnis für den, welcher von Gratifikationen leben soll, währenddem jeder tüchtige Arbeiter seines bestimmten, unabhängigen Einkommens wert ist und es würde im Allgemeinen den Regierungsdienst herabsetzen, wenn die Assessoren, welche doch eine Stimme im Collegium; daher auch eine gewisse Unabhängigkeit haben sollen mit den Mitteln ihrer Existenz auf die Gunst des Präsidii angewiesen würden. Jeder Assessor eines Oberlandsgerichts erhält 600 Thlr. und gewiß werden Euere pp. es gerecht finden, daß die Regierungsassessoren den ersteren nicht nachstehen. Wir halten dies für das Ansehen des Dienstes für notwendig, weil sonst tüchtige Leute sich nicht mehr bei der Regierung als Referendarien anstellen lassen würden und Mangel an Referendarien dann es veranlassen wird, Leute ohne die erstmalige Staatsprüfung bei der Regierung anzustellen, wodurch die Regierungen in der öffentlichen Meinung mit Recht verlieren.

Wir haben gegenwärtig mehrere fleißige und gescheite Referendarien und Ursache zufrieden zu sein mit dem Geiste des Fleißes und der Dienstordnung, welche unter ihnen im Allgemeinen herrscht. Dieser Geist würde aber gelähmt werden und neue brauchbare Subjecte bei uns keine Anstellung suchen, wenn sie sehen, daß auch nach rühmlich bestandener Prüfung doch ihnen das Mittel zur selbständigen Subsistenz nicht gewährt wird.

Der Baron von Eichendorff ist ein fleißiger, guter Arbeiter, auch sonst von musterhafter Führung, aber Familienvater und arm. Wäre er letzteres nicht, so würden wir den Versuch machen, ihn auf künftige Versorgung zu verträsten ...’

Darauf geht der Erlaß vom 4.4.1820, nachdem es bei dem früheren Bescheide ‚um so mehr verbleiben muß, als jetzt dergleichen Bewilligungen allgemein so viel als nur immer möglich ist, beschränkt werden müssen.’ Unter dem 26. April 1820 richtete E. an das Präsidium folgendes Gesuch: ‚Meine Familien- und Vermögensangelegenheiten im

[Abb.: Moritz von Schwind, Eremiten / Moritz von Schwind, Hochzeitsreise]

Österreichischen, deren Regulierung während der letzten Kriegsjahre und durch meine nachher eingetretenen amtlichen Verhältnisse bisher verzögert worden sind, erfordern nunmehr dringend meine persönliche, baldige Gegenwart in Brünn und Wien, um den Verlust künftiger Vorteile und bedeutenden gegenwärtigen Nachteil von mir abzuwenden. Ein Königliches hohes Regierungspräsidium bitte ich daher ganz gehorsamst, mir zur Regulierung dieser Angelegenheiten einen Urlaub auf sechs Wochen vom 4. März d. Js. ab und einen Reise-Paß nach Wien für mich und meine Familie hochgeneigtst erteilen zu wollen.⁷

Am 4.10.1820 erbittet E. einen Urlaub (Familienangelegenheiten) von 4 Wochen nach Berlin vom 9. Oktober ab und erhält ihn. Von Berlin, Leipzigerstraße 36, bittet E. am 5.11.1820 um Verlängerung um 4 Wochen, die ihm gewährt und auf ein Gesuch vom 5.11.1820 verlängert wird.

Am 29.12.1820 zeigt E. dem Regierungs-Präsidium an, daß ‚das Königliche Ministerium der geistlichen pp. Angelegenheiten ihm aufzutragen geruht hat: Die mit dem erledigten Amte eines katholischen Consistorial- und Schulrats verbundenen Geschäfte bei dem Königlichen Ober-Präsidium wie auch Konsistorium der Provinz Westpreußen in der Regierung zu Danzig zu versehen.‘ Er fährt dann fort: ‚Indem ich hierdurch aus meinem bisherigen mir lebenslang unvergeßlichen Dienstverhältnissen einstweilen ausscheide, kann ich nicht unterlassen, einem hohen Präsidio für die mir vielfältig erwiesene Huld und Gnade, sowie für die erleuchtet aufmerksame und nachsichtsvolle Führung, welcher ich, was ich an Geschäftskenntnis besitzen mag, und meine Lust und Liebe zum Dienst einzig verdanke, meinen ganz gehorsamsten und gerührtesten Dank abzustatten.‘

Wolle ein hohes Präsidium mich auch in der Entfernung jenes gnädigen Wohlwollens künftighin würdigen, dessen mich werth zu erhalten, überall und jederzeit mein innigstes Bestreben und meine schönste Beruhigung sein wird.⁸

Das Regierungs-Präsidium spricht E. hierauf am 3.1.1821 Glückwünsche und Bedauern über sein Ausscheiden aus. von Uthmann, Geheimer Regierungsrat.“

In einem an den Regierungspräsidenten gerichteten persönlichen Anschreiben zählt von Uthmann die Dichtungen auf, die Eichendorff in den Jahren seiner Breslauer Amtstätigkeit verfaßt hatte. Er führt sie nach den Auskünften an, die ihm der Direktor der Stadtbibliothek, Prof. Dr. Hippe, auf eine Anfrage hin erteilt hatte: „*Der Nachtgruß*“ (1817), „*die zwei Gesellen*“ (1818), „*Sängerfahrt*“ (1818), „*Anferstebung*“ (1818), „*Umkehr*“ (1818), „*Memento*“ (1819), „*Die Heimat*“ (1819), die Novelle: „*Das Marmorbild*“ (1819). Das Marmorbild war freilich schon 1817 entstanden. Das erste Kapitel des „*Taugenichts*“, das schon im Jahre 1817 unter dem Titel „*der neue Troubadour*“ fertig war, ist nicht erwähnt.

Wolfgang Jaenicke gibt in seinem Brief aus Port Said noch seiner Freude über die charaktervolle Haltung eines Amtsvorgängers Ausdruck und schließt: „Für Ihre freundlichen Wünsche für mein neues Amt danke ich Ihnen bestens. Vielleicht treffe ich auch dort schlesische Landsleute, und ich habe mir für diesen Fall schon Bücher und Karten über Schlesien mitgenommen, um ihnen Freude zu machen.“

Die Bedeutung Wiens und des Donauraumes in Eichendorffs künstlerischer Entwicklung

Otto Demuth

Als Schiller den Romantikern „ihre erbärmliche Leerheit und einseitige Manier“ vorwarf (an Goethe: 23.VII.1798), prägte Goethe als Antwort das Wort von „dem Perfektiblen dieser Leute“. Als ob er geahnt hätte, daß eines Tages dennoch ganz Bedeutsames aus dem Irrgarten der „Blauen Blume“ aufblühen werde, als ob er in tiefster Seele den Meister geschaut hätte, dem es gelingen werde, die verschlungenen Töne ewigen Präludierens zu einem mächtigen Zusammenwirken zu vereinigen. In einer Zeit allgemeiner Eichendorffverehrung ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß Eichendorffs Kunst einerseits ganz und gar die „organische Entfaltung“ eines in der „individuellen Substanz des Dichters vorhandenen Könnens“ darstellt und daß aber andererseits auch ihn bei seiner Begegnung mit der zumftmäßigen Romantik die „schwer“ errungenen Erkenntnisse der Dichterschule auf seinem organischen Wege beflügeln und ermutigen konnten zu Ergebnissen, die die zünftigen Romantiker mehr erahnt, in ihrem Dichten aber fast nie erreicht haben. Schon die Frühdichtungen unseres Schlesiens bannen den Leserblick in die schöne Ferne, über die Ketten wogender Wälder, aufblitzender Schlösser und Ströme, in das Treiben fahrender Studenten, Handwerksburschen, Jäger und froher Junker. Es ist eine Welt der Freiheit, eine Welt ohne Materialismus, in der unserer Phantasie keinerlei Ketten angehängt sind, worin der Weg zu Gott und Weltgeist offen steht. Der junge Dichter findet etwas von dieser Welt bei Tieck, Loeben, Novalis, er findet sie später auch bei Brentano und Achim von Arnim. Aber während bei jenen dieses Dichten vielfach ein Ergebnis geistiger Spekulationen ist, stellt sich Eichendorffs Jugendleistung als durchaus „naive“ Frucht seines sehnsüchtigen Schauens in die Ferne und als Ergebnis seines religiösen Fühlens dar. Das Bewußtsein um die Schönheit von der Polarität von Gott und schöner Welt gehörte zu den ersten Offenbarungen seines Künstlertums. Die Romantiker, die vor Eichendorff zu umfassenderem Ruhm gelangten und in sein Wirken hineinragen, sind, um mit Schiller zu sprechen, sentimentalische Dichter, die ihren Werken lediglich naiven Eindruck verleihen wollen. Unser Schlesier stellt sich neben sie wie Goethe neben Schiller: Eichendorff ist der naive Repräsentant eines „... romantischen Realismus“ und insofern „Vollender“ romantischer Kunstmöglichkeiten. Wo finden wir nun die Verzahnung von Eichendorffs naturgewachsener Jugendkunst mit der ästhetisierenden Hochromantik? Dort, wo die Meisterung höherer Kunstaufgaben für den jungen Oberschlesier aus Lubowitz schwierig wurde. Eichendorff spürte alsbald, daß die Stimmungswerte seiner Phantasiedichtung „sinnlicher“ zu erfassen seien

und wie die Effekte zerstreuer Natursymbolik sich Gesamteindrücken unterzuordnen hätten. Eichendorff ging bei den als gereift geltenden Romantikern in die Schule, wo es galt, Einsicht zu gewinnen, wie es möglich sei, sich mitten im begeisterten Dichtungsakt sieghaft in die Polarität zwischen bewußter Lenkung und freiwaltender Phantasie zu stellen, den formbeeinträchtigenden Kräften der Phantastik Halt zu bieten und dabei dennoch „mit der Freiheit mutwilliger Laune und Einfälle“ in allen Gattungen, einschließlich jener des schwierigen romantischen Lustspiels zu schaffen.

Bei den Romantikern, die von der philosophischen Schule Fichtes herkamen, blieben die ange-deuteten Bedenken Themen und Theorie. In der Praxis schwammen sie zumeist, wohl aus Un-ernst und Gewohnheit, aber auch aus Unvermögen im begonnenen Fahrwasser weiter. Nur sporadisch werden spätere Werke besserer Kunsteinsichten wirklich angepaßt. Bereits Tiecks „*Phantasien*“ preisen Watteaus innige Verflechtung von Phantasiekunst und Leben. Lukas von Leyden mahnt dort den jugendlichen Franz zu künstlerischer Selbstzucht. Arnim und Brentano wollen das verunglückte Lustspiel „*Ponce de Leon*“ zu „Klarheit und Auseinandersetzung“ erheben. – Allen voran aber sind Friedrich Schlegels Gedanken auf eine der Romantik zu gebenden „bes-teren Theorie von Inhalt und Form“ abgestimmt. Dieser späterhin besonders auch in England hochgeschätzte Ästhetiker leidet schon um die Jahrhundertwende an der Vorstellung, daß „vom romantischen Feuer das Beste im Herabfallen auf die Erde verloren gehe“. Er sehnt „Fesselung des Geistes herbei“, damit sich die künstlerische Wirkung nicht mehr zersplittere. In der Kritik des Fichte'schen Subjektivismus geht er nunmehr aufs Ganze, denn hier befinde sich der Sitz der Verwirrung (Deutsches Museum, III. 247). In diesem Streben wird Schlegel zum Anhänger des großen, München so nächstehenden Philosophen Schelling. Er faßt dessen großen Gedanken, daß Kunst- und Naturauffassung eines seien. Schlegel würdigt ihn wärmstens, wenn er auch daran festhält, daß das Prinzip der ersteren im Ich liege. Die wohlgeordneten Organismen der Natur hinterlassen den Eindruck, als stünde niemand dahinter, Ordnung und Gliederung in die Erscheinungen zu bringen. Auch in den Kunstprodukten einer „erneuerten“ Romantik müsse es so sein, daß die Werke des Ichs in ihrem organischen Wurf den Anschein erwecken, als hätten sie Gehalt, künstlerische Gliederung, Harmonie im Bau erreicht, ohne daß sie auf den ersten Blick jene klassizistischen Kräfte verraten, die sich, um mit Schiller zu sprechen, den „Prozeß“ von vornherein „klar“ machen.

Das Entscheidende nun ist, daß der so gereifte Ästhetiker Fr. Schlegel seine Kunstanschauungen nun auch in Büchern, Vorlesungen und Besprechungen eindringlichst verkündet und dabei von Zentren aus, wo ihm der Widerhall gewiß ist. Es sei hervorgehoben, daß gegen Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts das „bajuwarische“ Wien, die Hauptstadt Österreichs, als Brennpunkt dieser geradezu geläuterten Romantik zu gelten hat, deren Leitgedanken für das Aufsprie-ßen der neuen donauländischen Literatur eine weit höhere Bedeutung haben, als es gemeinhin zugegeben wird. Aber derjenige, der die Lehre vom Einssein von Kunst- und Naturidealität in all ihrer Reinheit aufnahm und voll begriff, gerade in dem Augenblick, da die eigene Entwicklung dieser Anregungen bedurfte, war Eichendorff. Wir ahnen, wie sich seinem naiven,

aber wachsenden Genie Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatten und wie er nach einem Erkenntnis zeitigenden Erleben lechzte, das ihn auf seiner, ihm angeborenen Kunstbahn ließ und doch sein Schaffen auf eine höhere Ebene hob. Eichendorff ward „das fruchtbare Zusammensein mit Friedrich Schlegel in Wien“ das tiefste Erlebnis seiner Dichterseele. Wir fühlen dies bestätigt, wenn wir darauf achten, daß die Hauptgestalt seines ersten Romans (*Abnung und Gegenwart*) den Namen Friedrich trägt und daß in so vielen Gedichten und Novellen die Kaiserstadt (bevor Friedrich der Große das barocke Schlesien aus dem süddeutschen Bereich gezogen hatte, war Wien die Hauptstadt derer von Eichendorff) und das Donautal eine hervorragende Rolle spielen.

„Wolken da wie Türme prangen
Als sah' ich im Duft mein Wien
Und die Donau hell ergangen
Zwischen Burgen durch das Grün.“

Als Zweiundzwanzigjähriger, an dem die Manier Tiecks und Loebens noch nichts verdorben hatte, als Christ, der sich nie anders als demütig den universalistischen Tendenzen der alten Romantik genähert und sich von jeglicher Ausschreitung von Spekulation und Intellekt ferngehalten hatte, als Rechtsstudent, in dem die Kenntnisnahme (Heidelberger Semester Eichendorffs) von den Liedern des „*Wunderhorns*“ schon bessere Seiten hatte aufklingen lassen, tritt Eichendorff in Schlegels Wiener Kreis und wird ab Juli (1811) seinem Tagebuch zufolge „Freund des Hauses auf der Bastei“. Er ist stolz darauf, von dem „Nestor“ der Romantik die Ankündigung des „Deutschen Museums“ zu erhalten und Gast bei jenen Abendunterhaltungen zu sein, die er so ausführlich in „*Abnung und Gegenwart*“ verewigt. Ausdrücklich bestätigt Eichendorffs Tagebuch den Bruch mit der Kunstweise Tiecks und Loebens im Herbst 1812. In einem Brief vom 3. November d. J. bemüht sich Loeben, Eichendorff „an der Stange“ zu halten, indem er für Fichte und Tieck gegen Schelling und Schlegel Stellung nimmt. „Wer hat uns denn die Poesie zurückgegeben in Zerbino, Oktavian, Genoveva als er! Schreibe nicht, daß dieser Duft zerreißen müßte! Erbsünde ist es, daß wir an eine solche Notwendigkeit glauben und uns nicht gegen das beschwichtigende Raisonement mit unserer natürlichen Inbrunst stemmen.“ Diesem Brief liegt nicht nur eine Rechtfertigung der neuen Stellungnahme Eichendorffs zur Dichtkunst zugrunde; er muß die neue Stellungnahme sogar begeistert – und für den Freund war es eine unliebsame Überraschung – propagiert haben, Eichendorff, der Jünger des Wiener Schlegel, dessen Vers wir nun erst recht verstehen: „Und um mein ganzes Leben, ward's unaussprechlich klar!“

Es hieße nun den Begriff des in Spiel sich zur Vollendung entwickelnden Formtriebs völlig verkennen, wollte man bei dem jungen Dichter, dessen Arbeit obendrein durch den Befreiungskrieg, den er als christlicher, stets human gesinnter Offizier mitmacht, gehemmt wurde, sofort vom Jahre 1815 an volle Entsprechungen zu den gefaßten Kunstidealen finden. Das ist bei der „Höhe“ der Ideale unmöglich. Aber dennoch, er nähert sich dem Ideal, je mehr er an seinen Motiven – wir begreifen die Wiederkehr seiner Motive – „übt“ und je älter er bei ihrem fast an den Musiker erinnernden Gebrauche

wird. Seit Abschluß von „*Abnung und Gegenwart*“ sehen wir ihn im erfolgreichen Kampf mit den Schwierigkeiten der „inneren Form“ in der ihm immer leichter werdenden Bewältigung von Lied, Novelle, Roman und Drama fortschreiten. Wenn das Lied den weitesten Raum einnimmt, so ist dies nicht nur ein Beweis für seine lyrische Natur, sondern auch ein Zeichen der Selbstzucht. Der große schlesische Künstler spricht selbst einmal von den „Talenten, denen man Zeit lassen müsse, durch die Art ihres Gebrauches groß zu werden“ (*Werke*, 1864, II. S. 162). Jeder wird mir zustimmen, daß gerade bei den lyrisch konzipierten Lustspielen, wie es auf der Grundlage des „entfesselten Mutwillens“ aller Mitspieler dem Ideale Schlegels und nach dem Preisausschreiben Goethes und Schillers (Propyläen 1800) auch Weimar entsprach, der „Ausgleich zwischen entfesselter Phantasie und den Mächten, wie sie Leben, Anschauung, Übersicht diktieren“, besonders schwer sei. – Weil dies der Dichter empfand, legte er sein unter dem Schlegel'schen Ansporn gleich flottgediehenes Lustspielmanuskript beiseite und ließ es ab 1816 durch fast zwei Jahrzehnte „ausreifen“, bis sich der Keim „*Wider Willen*“ über die Danziger Fragmentfassung hinweg zur „Vollfrucht“ der „*Freier*“ entfaltete. In diesem, nunmehr so oft gespielten Werke (letzte Bearbeitung von Hayduk) geht uns aber auch so recht die vom Dichter angestrebte „ursprüngliche Schönheit“ auf. Wir bewegen uns hier in einer Welt heiterster Bewegtheit, in einer Schloßumwelt von Platonischer Realität. Von „Urbildern umgeben“ wie überhaupt in der Eichendorff'schen Welt, atmen wir hier am stärksten die „Freiheit“, weil uns selbst hier – in der „schwierigen dramatischen Gattung“ – das harte Anstoßen an die „Wandungen“ der naturalistischen Welt erspart bleibt.

Auch daß Eichendorff ein ganz bedeutender Literaturhistoriker geworden ist, geht auf sein Weilen im „Donauraum“ zurück. Die „*Wiener Tagebuchblätter*“, die Inhalte der literarischen Debatten in „*Abnung und Gegenwart*“, die sich vielfach auf das gestreifte „romantische Lustspielproblem“ beziehen, sind beachtliche Anfänge davon. Schließlich hat der intime Verkehr mit Schlegel auch dazu beigetragen, daß Eichendorff im historischen Schauspiel das Geschehen menschlicher Tragik ähnlich wie später Claudel dem Vorsehungswalten unterordnete und sich im „*Ezzelini*“ und im „*Letzten Helden der Marienburg*“ die entsprechende Technik zurechtlegte. Er gelangt zur Spiritualisierung des Dramas, wofür auch seine gleichfalls vom deutschen Süden aus beeinflussten Calderonübersetzungen zeugen.

„Gedanken geh'n und Lieder
Fort bis ins Himmelreich!“

Mit diesem Herzensbekenntnis war Eichendorff von allem Anbeginn an ins Reich der Poesie eingetreten. Als Schöpfung Gottes kann sich die Natur ihm und seinen Gestalten nur in Urbildern wechselnder Schönheiten offenbaren, nicht in der Enge von Zellen, sondern in der Weite unbegrenzter Horizonte und Linien, wie sie der Germane so gerne sieht, aber auch der heilige Augustinus sie schon dargestellt hat. Durch das richtig sitzende „Zauberwort“ beschwört dieser Schlesier die Urbilder und sättigt sie durch die sich bei jedem Leser einstellenden „Assoziationen“, die je nach der Landschaft verschieden sein mögen. So verherrlicht Eichendorff die Natur und ist doch jedem Leser

„Dichter der Heimat“, indem er uns zu ergänzendem Weiterschaffen im Geiste zwingt. Eichendorffs Kunst erreicht häufig auch eine hohe Symbolkraft. In solchem Falle entflammt sie gläubige Seelen für letzte unendliche Ziele, die Rast in Gott, z. B. in den Kindertotenliedern, in der Flucht der heiligen Familie, in Mariä Sehnsucht.

„Nun ist wohl das Brautkleid gewoben gar
Und goldene Sterne im dunklen Haar,
Und im Arme die Jungfrau das Knäblein hält
Hoch über der dunkel erbrausenden Welt,
Und vom Kindlein gehet ein Glänzen aus,
Das ruft uns nur ewig: Nach Haus, nach Haus!“

Wie sehr Eichendorff in Ausgestaltung seiner innersten Anlagen und in der Gefolgschaft der Wiener und bajuwarischen Romantik seine Kunst ins Christliche ausmünden ließ, erhellt auch daraus, daß ihn gegen Ende seines Lebens die Gestaltung einer vitae sanctae Hedwigis, der „aus Bayern“ stammenden schlesischen Landespatronin, lockte und daß er damals dem gerade heute wertvollen Gedanken Raum gab, daß zur Lösung schwieriger politischer Fragen eigentlich nur „heiligmäßige“ Menschen berufen wären.

Eichendorff ist bei betont abendländischer Gesinnung durch und durch von deutscher Art. Seine unsterblichen Lieder verbinden in den Kompositionen unserer Tonkünstler die zerrissenen, heute durcheinandergeworfenen deutschen Stämme, aber auch die Völker. Soviel ihm auch Oberschlesien gewesen ist, soviel ihm auch die „ostpreußische Marienburg ...“ bedeutete, so gehört doch auch dem Donauraum seine große Liebe. Es ist bekannt, daß er von Berlin aus in den bayerischen Staatsdienst übertreten und damit dem Beispiel des Bruders folgen wollte, der gleich von Wien weg in den Tiroler Staatsdienst eingetreten war.

Sein Enkel Karl hat von Bayern aus sehr verdienstvoll für das Andenken des Dichters der Schlesier gewirkt. Die Witwe Karls verschied 1948 als Benediktinerin in Frauenchiemsee. Die kritische Gesamtausgabe der Werke, geleitet von dem Brünn-Wiener Gelehrten Univ.-Prof. Dr. W. Kosch, harrt in Regensburg (Habel) auf ihre Vollendung.

Letzte Wege Josephs von Eichendorff

Georg Hyckel

Im Jahre 1844 trat Joseph von Eichendorff auf seinen Wunsch in den Ruhestand. Er hatte seit 1816 im preuß. Staatsdienste gestanden, davon seit 1831 in *Berlin*. 1842, zwei Jahre vor seinem Dienstaustritte, war er in einem Sonderauftrag nach *Danzig* gegangen, nämlich, um die Geschichte der Marienburg zu schreiben. Er wohnte dort Brodbänkengasse 710. Hier beendete er nun seine Beamtenlaufbahn, blieb jedoch noch zwei weitere Jahre in der alten Hansestadt, in der er bereits von 1820–24 vier der schönsten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Was ihn nun neben den besonderen Reizen der Stadt an sie band, war der Umstand, daß seine Tochter Therese hier geheiratet und mit ihrem Manne, dem Hauptmann Besserer von Dahlfingen, hier ihren Wohnsitz hatte. Während nämlich bis 1844, äußerlich gesehen, das Beamtenverhältnis für die Lebensführung entscheidend war, ließ die Zeit darauf den besorgten Hausvater, das treusorgende Familienoberhaupt, in den Vordergrund treten, der im Wesentlichen den Verlauf der letzten Lebensjahre bestimmte, denn „die Familie ist doch die schönste Trösteinsamkeit“. Dabei war gleichzeitig größere Freiheit für literarische Betätigung gewonnen, die gerade im ruhigen, friedlichen Heim, in beglückender Gegenwart lieber, vertrauter Menschen, die beste Möglichkeit der Betätigung hat. „So erscheint es nicht angängig, von diesen letzten Lebensjahren als von einem freien, ersehnten Reise- und Wanderleben zu sprechen, das nur der literarischen Betätigung zugute kam. Im ganzen gesehen, waren die Jahre des Ruhestandes an Berlin gebunden und Ortsveränderungen waren hauptsächlich bis zuletzt durch Familienumstände bestimmt, nämlich durch das Zusammenleben mit seiner Tochter Therese und ihrer Familie. Der erste Weg in dieser Familiengemeinsamkeit führte den Dichter im September 1846 von Danzig mit Frau, Tochter, deren Mann und Kind nach *Wien*, der am meisten von ihm geliebten und immer wieder ersehnten Stadt. Er hoffte dort mit der Annehmlichkeit, die Stätten jugendlichen Frohsins und alte Freunde wiederzusehen, andere wichtige Dinge erledigen zu können, etwa die bessere Verpachtung des mährischen Lehngutes Sednitz und die Übernahme durch den Schwiegersohn, den Besuch seiner Schwester Luise, die in Baden bei Wien ein Haus besaß und eine Badekur in Baden durch seine Frau. Der Aufenthalt, der erholsam und erlebnisreich verlief, dehnte sich bis zum Spätsommer 1847 aus. Von Wien aus, aus seiner dortigen Wohnung, Vorstadt Landstraße, Ungarngasse 488, gab er im Februar 1847 seinem Sohne Hermann einen ausführlichen und nach seiner Rückkehr nach Danzig im Juli Freiherrn von Schön einen kürzeren Bericht.¹ Doch waren die Tage des Aufenthaltes in Danzig schon gezählt. Im Herbst 1847 wurde der

Schwiegersonn von Besserer an die Kadettenanstalt nach *Berlin* versetzt. Mit ihm ging auch der Dichter dorthin und nahm mit ihm Wohnung Neue Friedrichstraße 13, im kgl. Kadettenhause. Hier hatte er am 10. März im Kreise der Familie heiter seinen 60. Geburtstag gefeiert, als die am 18. März ausgebrochenen Wirren auch den Frieden des Hauses störten, in dessen Nähe sich die Straßen- und Barrikadenkämpfe wälzten. Nach unruhigen und aufregenden Tagen, die besonders die Gesundheit von Frau Luise in Mitleidenschaft zogen, entschloß sich der Dichter nach dem 28. März, mit Frau, Tochter und Enkelkindern, Berlin zu verlassen. Er ging zunächst nach *Köthen*, wo sich Frau Luise bald erholte, und bald darauf nach *Dresden*. „Berlin war niemals mein Eldorado“, gesteht er, während ihm Dresden „in der Tat ein reizender Ort ist, der alle, besonders literarische, Vorteile einer großen Stadt ohne deren Übelstände bietet“. Er wohnte zunächst „Im Linkeschen Bade“, und zwar zuerst im Pavillon, dann im Haupthause. Als Wind und Kälte die Sommerwohnung unbrauchbar machten, zog er im Oktober in das Hotel „Stadt Wien“, das aber auf die Dauer zu teuer wurde, und so wechselte er im November in eine schöne möblierte Wohnung 2 Treppen hoch in der Altstadt, Johannesgasse 12, mit Aussicht auf die Promenade. Hier erholte sich Frau Luise schnell von einem vorher eingetretenen schweren Krankheitsfalle und richtete die neue Wirtschaft tapfer ein. Doch als das Frühjahr 1849 kam, lockte es den Dichter wieder ins Freie und er bezog im April eine Sommerwohnung in der Königsbrückerstraße 13 in der Neustadt. Hier geriet er, wie in Berlin, wieder in die Revolutionswirren. „Glücklicherweise wohnten wir, der frischen Luft wegen, schon in der Neustadt, als der Aufruhr, der eigentlich nur die Altstadt erfaßte, ausbrach.“ Die ersten zwei Tage hielten sie tapfer aus. Als aber der Kampf von Stunde zu Stunde immer ernster und bedenklicher wurde, und ein unglücklicher Ausgang auch für die Neustadt das Äußerste befürchten ließ, so zogen wir [sic!] auf dringendes Anraten und in Gesellschaft der Hausgenossen, auf einen Weinberg bei *Meißen*, von dessen hochgelegener Villa sie Brände in Dresden aufsteigen sahen. „Ein herrlicher Aufenthalt, der uns sehr erfreut haben würde, wenn uns nicht die Sorge um so manchen uns liebgewordenen Bekannten in Dresden in peinlicher Spannung erhalten hätte. Indeß wurde dieser stille Platz durch die beständigen Zuzüge bewaffneter Freischaren gar bald unsicher. Wir verließen daher nach einigen Tagen den schönen Weinberg wieder und begaben uns nach *Köthen*, um dort bei Verwandten das Fallen des tosenden Wassers in möglichster Nähe abzuwarten.“ Die Verwandten, bei denen Eichendorff in Köthen Zuflucht fand, war die Familie des Hauptmanns Nikolaus Joseph von Holly und Ponient-schütz, der seit 1835 ein Haus dort besaß und seinem Vetter gern Gastfreundschaft gewährte, wie er sie einst im Elternhause des Dichters und seiner Frau genossen hatte.² Doch dauerte der Aufenthalt in dem schmucken, anheimelnden Hause, das das heutige Eichendorffhaus, Bernburgerstraße 2 ist, nur kurze Zeit. Bereits am 30. Mai war Eichendorff mit den Seinen wieder in *Dresden*, Königsbrückerstraße 13, wo, nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, er sich körperlich ganz wohl befand, so gut es in diesem Aprilsommer 1849 möglich war. „Wie die Engländer auf dem Kontinent gedenke auch ich etwa Mitte September wieder nach Berlin zu gehen, um zu sparen, da ich dort freie Woh-

[Abb.: Moritz von Schwind, *Morgenstunde, Waldkapelle* / Moritz von Schwind, *Letzter Blick ins Heimatal*]

nung habe.“ Diese freie Wohnung war die Unterkunft bei seinem Schwiegersohne von Besserer, der ausreichende Räume im Kadettenhause zur Verfügung hatte, wo er wohnte und als Lehrer wirkte. Hier verbrachte Eichendorff im Familienkreise den Winter. Doch im Frühjahr 1850 drängte es ihn ins Freie. Er mietete sich eine Sommerwohnung. „Um mich möglichst zu stählen, habe ich das Freie gesucht, und seit einigen Tagen mit Frau und Kindeskindern in Karlsbad, d. h. auf dem *Berliner Karlsbad* vor dem Potsdamer Tore eine Sommerwohnung mit Garten bezogen, wohin uns denn soeben der Frühling mit Nachtigallen und anderem Zubehör endlich nachgefolgt zu sein scheint.“ Der Dichter lebte hier auf dem Karlsbad Nr. 4 „wie Robinson auf seiner Insel“, nur, daß er die enorme Langweiligkeit, welche die Physiognomie Berlins ganz speziell für ihn zu haben schien, oft kaum zu überwinden vermochte. Im Herbst kehrte Eichendorff mit den Seinen in das Kadettenhaus zurück, wo er über den Winter 1850 bis zum Sommer 1851 blieb. Dann reiste er wieder einmal nach dem Lehnsgute *Sedlnitz*, wo er seit mehreren Jahren, seit 1846 nicht mehr gewesen und das ihm nach dem Tode des Bruders ganz zugefallen war. „Den ganzen Sommer bin ich mit den Meinigen (Besserer ausgenommen, der uns nur in der Ferienzeit besuchte) in Sedlnitz gewesen. Die geordneten bäuerlichen Verhältnisse daselbst, mancherlei komfortable Verbesserungen und Verschönerungen in Haus und Garten – wobei auch wieder ein Balkon – und endlich die völlige Abgeschlossenheit vom politischen Treiben, hatte uns den Aufenthalt dort, trotz des größtenteils schlechten Wetters, so angenehm gemacht, daß wir uns ungern trennten.“ Vom Herbst 1851 bis zum Sommer 1852 war die Familie wieder im Kadettenhause auf der Neuen Friedrichstraße geeint. Für den Sommer aber wählte sich diesmal der Dichter eine Sommerwohnung in Berlin. Sie lag im „Staubigen *Tiergarten*“, Tiergartenstraße 25. Hier lebte Eichendorff in willkommener Zurückgezogenheit im Kreise der Familie bis etwa Mitte September. Es waren keine recht befriedigenden Sommertage. „Ich habe diesen Sommer in einer sogenannten Sommerwohnung im Tiergarten ziemlich langweilig und teuer verlebt. Mitte September haben wir wieder unser Winterlager im Kadettenhause bezogen. Ich lebe hier im Getümmel sehr einsam, da ein gewöhnlicher Plauder-Umgang mich mehr langweilt als erfrischt, und ein gewählter Kreis hier bei den großen Entfernungen und der allgemeinen Zerstretheit schwer zu bilden ist, zumal, wenn man kein sogenanntes eigenes Haus macht.“ Im nächsten Frühling, dem des Jahres 1853, lockte es den Dichter, sich wieder einmal in die grüne Einsamkeit von *Sedlnitz* zurückzuziehen. Hier, in „glücklicher Abgeschlossenheit“, verbrachte er mit den Seinen die Monate Mai bis etwa Ende September. Im Oktober schickte er sich „in den bekannten Räumen (dem Kadettenhause, Neue Friedrichstraße) zu Einwintern“. Auch die Donnerstage heiterer Geselligkeit mit Freunden sollten wieder in Gang kommen. Glücklich und froh verlief der Winter mit dem Weihnachtsfeste, das alle Familienmitglieder froh vereint hatte. Für das Frühjahr 1854 war eine Reise nach Sedlnitz erwogen worden. Doch hatte drohende Kriegsgefahr und die Meldung von Einquartierungen und Durchmärsche, die besonders das an der Heerstraße gelegene Sedlnitz berührten, den Plan zunichte gemacht. So mußte der Dichter sich mit dem märkischen Sande begnügen und statt der Karpathen bezog er das „Hoch-

gebirge von Berlin“, den *Kreuzberg* vor dem Halleschen Tor. „Die Wohnung ist recht hübsch gelegen mit einem großen Garten, der ganz zu unserer Disposition steht. Sedlnitz ist es freilich nicht.“ Mit dem Ende des Sommers kehrte der Dichter in die alte Wohnung zurück. Kurz darauf wurde Frau Luise ernstlich krank und schwebte den ganzen „schweren angstkummervollen Winter“ in beständiger Lebensgefahr. So mußten im Kadettenhause die geselligen Donnerstagabende ausfallen und die Tage vergingen still und sorgenvoll. Für den März 1855 hatte der Dichter seine Umsiedlung nach Köthen geplant, wo er vor dem Magdeburger Tor ein kleines Haus mit Garten am 10.10.54 von seiner Tochter Therese hatte kaufen lassen. Der Umzug wurde auch gegen Ende des Monats vollzogen, doch anscheinend nicht gleich in das eigene Häuschen vor dem Magdeburger Tore. Nach der in Köthen lebenden Überlieferung soll der Dichter mit seiner Frau zunächst auf dem Walle, in dem Hause von Dr. Kretschmer, dem Nachfolger des Begründers der Homöopathie, Dr. Samuel Hahnemann, gewohnt haben.³ Es ist, wenn das zutrifft, wohl nicht abwegig, anzunehmen, daß Frau Luise dann auch in Behandlung des Dr. Kretschmer war. Ihr Zustand besserte sich in Köthen und so konnte sie mit dem Dichter Anfang Juni 1855 zu der ärztlicherseits verordneten Nachkur nach *Karlsbad* in Böhmen reisen, das der Dichter seit seiner Kindheit, vor etwa 60 Jahren, zum ersten Male wiedersah. Es schien ihm eines der reizendsten Plätze zu sein in seiner Mischung von Weltstadt und lieblicher Natur. Auch Frau Luise lebte neu auf, und kletterte mit auf den prächtigen Bergen herum „wie eine Gems“. Mitte Juli, nach 6 Wochen Aufenthalt, reiste das Ehepaar über Zwickau und Leipzig nach *Köthen* zurück, wo er am 16.7. eintraf und jetzt erst anscheinend in das eigene Haus, das Therese inzwischen eingerichtet hatte, einzog. Im September machte der Dichter von hier aus ganz allein einen kurzen Ausflug nach *Halle*, das er seit seinen Studienjahren nicht gesehen hatte. So überraschten ihn, wie in Karlsbad auch hier längst vergessene Erinnerungen, daß er sich auf den alten Plätzen wie ein Gespenst vorkam.

Inzwischen war Eichendorffs Schwiegersohn von Besserer nach Neisse versetzt worden, „nicht unerwartet, aber doch immer sehr ungelegen“, denn nun war es mit dem Traum vorbei, in dem traulichen kleinen eigenen Hause mit dem schönen großen Garten dahinter und dem fürstlichen Parke gegenüber, einen friedlichen Lebensabend zu verbringen. Aber es war keine Frage, daß man mitzog. „Jeder muß in dem allgemeinen Wirrwarr sein Zelt aufschlagen, wo er innerlich zu Hause ist, und das ist man doch nur in der eigenen Familie.“ So entschloß sich der Dichter, das Köthener Häuschen zunächst zu verpachten und am 16. Oktober mit Frau, Tochter und Enkelkindern über Berlin und Breslau nach Neisse „abzusegeln“. Doch konnte die Abfahrt, wegen eines schlimmen Rückfalls in der Erkrankung von Frau Luise, erst am 30. Oktober erfolgen. Sie ging zunächst nur bis *Berlin*, wo mit der kranken Frau in Schlössers Hotel, Jägerstraße, Quartier genommen wurde. Therese reiste am nächsten Tage nach Neisse weiter, während der Dichter mit seiner kranken Frau erst am 12. November nachfolgen konnte. Man blieb am ersten Tage in *Soran* über Nacht, am 13. November in *Breslau*, wo sie freundliche Aufnahme in der Familie des Generaldirektors der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahnen, Lewald, fanden, und kamen am 14. November nach *Neisse*.

In dem Hause Friedrichstadt, Breite Straße, bei Rieger, war ihre Wohnung. Hier starb Frau Luise, ohne die Stadt, in der sie schöne Jugendjahre verbracht hatte, noch einmal gesehen zu haben, am 3. Dezember 1855. Nun blieb dem Dichter als letzter Halt seine Tochter, die treulich und liebevoll für ihn sorgte, und mit der er unter einem Dache wohnte. Zwar waren fast alle seine schlesischen Bekannten gestorben und die Heimatprovinz war ihm fremder geworden als jede andere, aber Neisse, die freundliche Stadt mit der schönen Umgegend, heimelte ihn doch an. Er hatte sich eigentlich schon in Berlin auf die größere Einsamkeit der kleineren Stadt gefreut, die doch wieder noch groß genug war, um den wichtigsten literarischen Apparat darzubieten. Auch bot sie ihm manch schöne Spazierwege, wie die Kohlsdorfer Wiesen und die Rochusallee. Im nächsten Sommer zog er mit seiner Familie, „der Kinder und seiner eigenen Gesundheit wegen“, zu einem der schönsten Punkte der Umgegend, nach St. Rochus mit der Aussicht auf das nahe Glatzer Gebirge. Sein Quartier war die Villa Braunschweig, ein Landhaus mit schönem Garten und reizvollem Blick über Tal und Höhen. Doch brach er Ende Juli seinen Aufenthalt dort ab und folgte der Einladung des Fürstbischofs Heinrich Förster auf Schloß *Johannesberg* bei Jauernick in österr. Schlesien. „Ein uraltes, sehr großes Schloß, auf einem hohen Berge, an dessen Fuß sich das Städtchen Jauernick malerisch herumzieht. Rings um das Schloß ist ein großer, sehr schöner Park mit Springbrunnen; von der einen Seite der Blick in die Felsen und Waldschluchten des Gebirges, von der anderen eine unermeßliche Aussicht über halb Schlesien.“ Gewiß, es war schön dort, er lebte wie ein verwunschener Prinz und es ging ihm, von dem gütigen Gastgeber wie ein Freund behandelt, über Verdienst gut, doch das Heimweh diktierte ihm: „Wäre ich nur erst wieder bei Euch! Ich freue mich schon sehr darauf.“ Nach dem Abschied von Johannesberg fand er die Seinen in Rochus wieder und kehrte mit ihnen am 26. September in das Winterquartier nach Neisse zurück. Der Winter, es sollte der letzte für den Dichter sein, verlief still. Er brachte den Entschluß, im nächsten Sommer nicht mehr nach dem schönen St. Rochus zu gehen, das sich wegen des Schulbesuches der Kinder als zu unbequem erwiesen hatte, dafür zum 1. April eine neue, geeignetere Wohnung als die bisherige zu nehmen. Die „Völkerwanderung“ aus der alten in die neue Wohnung erfolgte am 3. April. Das Häuschen, aus dem man wenigstens ein Streifen Gebirge übersehen und sich getrost einbilden konnte, daß es das schöne Rochus sei, grenzte von der einen Seite an eine schöne Promenade und hatte von der anderen Seite ein Gärtchen, wo man in freier Luft sitzen konnte. Es war das Häuschen, das als Eichendorffmuseum eingerichtet und 1944 das Opfer eines Bombenangriffs wurde. Der Dichter hatte darin sein Wohn- und Arbeitszimmer im Dachgeschoß mit dem Ausblick auf die Promenade nach dem Friedhof Jerusalem, auf dem seine treue Luise ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Im Juni machte es sich nötig, daß der Dichter nach Sedlnitz reiste, das sein Sohn Rudolf übernommen hatte, um unaufschiebbare Geschäfte mit den österreichischen Behörden wegen dieses Gutes zu erledigen. Nach mehrwöchigem Aufenthalte kehrte er am 7. August nach Neisse zurück, machte sich doch schon am nächsten Tage nach Johannesberg auf, um dort den mehrwöchigen Aufenthalt zu nehmen, den er dem Fürstbischof im Vorjahre versprochen hatte. Der

Abschied von seinen Lieben fiel dem Dichter diesmal nicht leicht, seine zwei Prunkgemächer im Schlosse schienen ihm heuer etwas kühler, immer wieder drückte er in den Briefen an seine Tochter den Wunsch aus, bei ihnen zu sein und es schien ihm, sein Aufenthalt in Johannesberg wäre mit vier Wochen ganz genügend abgetan. Aber es wurde doch Mitte September bis der Tag kam, der ihn, so gut es ihm auch ging, von dort erlöste und seine Sehnsucht erfüllte, endlich wieder mit den Lieben zusammenzusein. Es war wie eine Vorahnung, dieses Bangesein nach daheim und das immer wieder ausbrechende Heimweh, daß die Tage seines Erdenwallens sich dem Ende näherten, ja, daß sie schon sehr nahe waren. Fast genau zwei Monate nach seiner Rückkehr aus Johannesberg, am 26. November 1857, schloß der Dichter in dem Hause Nr. 4 in der Friedrichstadt in Neisse seine Augen. Sein Weg war erfüllt und er wurde zur letzten Ruhe gelegt im Oberschlesischen Lande neben seiner treuen Lebens- und Wandergefährtin auf dem schönen Friedhof Jerusalem über der Stadt Neisse und der geliebten Heimat.

„Wir sind durch Not und Freude
gegangen Hand in Hand,
Vom Wandern ruhn wir beide
nun überm stillen Land.“

¹ Vgl. *Kosch*-Ausgabe Bd. 12 *Briefe von Eichendorff*, S. 84 ff. und S. 86.

² Nikolaus Joseph von Holly, 1801–1883, war ein Verwandter von Eichendorffs Frau und stand im Anhaltischen Infanterie-Regiment. Er war vermählt mit Thekla, geb. von Böse. Vielleicht wohnte Eichendorff schon 1848 bei der Familie von Holly.

³ Es ist aber auch möglich, daß sich die Überlieferung auf das Jahr 1848 bezieht.

Eichendorffs Frömmigkeit

Adolf von Grolman

Die Ereignisse von 1933 und 1945 haben es mit sich gebracht, daß von Eichendorff, trotz manchem guten Hinweises, viel zu wenig die Rede ist; viele denken bei diesem Namen höchstens an etwas von Eichendorffs Gedichten, erinnern sich von fern des „*Taugenichts*“, ... und das ist nicht genug; zwar leben wir z. Zt. im „Zeitalter der Technik“, und diese wandert nicht, und singt nicht, – aber es gibt Vieles, das höher steht als solche Einseitigkeit; und das Wichtigste davon ist der Mensch, ... und Eichendorffs menschliche und tiefe Frömmigkeit ist so wichtig, daß von ihr hier die Rede sein wird.

Eichendorff war ganz und gar kein „Glückskind“, wie mancher vielleicht vermutet; er hatte ein Leben voller Widerstände zu überstehen. Von Geburt Schlesier, mit dem Blick nach Wien, Landedelmann von Abstammung und Aristokrat von Gesinnung, war er weder reich noch begütert; er mußte für sich und seine Familie den Unterhalt verdienen, und zwar nicht in Österreich, wohin er lieber gegangen wäre, sondern im Preußen von damals, und dort als Katholik in protestantischem Land, und nicht als Grundbesitzer oder Offizier, sondern als Beamter: und dies im Kultusministerium, wo zeitenweise ihm heftiger Widerstand aus konfessionellen Gründen geleistet wurde. In jungen Jahren war Eichendorff nicht mehr (als Soldat) zur Teilnahme an den Kämpfen gegen Napoleon gekommen, ... vielmehr blieb ihm als Lebenszeit die „Nachkriegszeit“ von damals, welche an politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten reich war, wie eine jede Nachkriegszeit es ist. In solchen Zeitläuften immer „ewigen Sonntag im Gemüt“ zu haben, war eine schwere sittliche Aufgabe, der Dichter Eichendorff hat sie gemeistert, was ihm nicht immer leicht fiel ... er sah die Folgen der französischen Revolution von 1789, er konnte 1830 sehen, wohin in Frankreich die Dinge trieben, er erlebte die Erregungen von 1848: das alles bestärkte Eichendorff mehr und mehr in seinem frommen Glauben, in dem aber – und das ist sehr wichtig, zu wissen – jede Bigotterie fehlt und jede laute Äußerung: Eichendorff ist auch in den schwersten Tagen der vornehme Mann geblieben, der er immer war.

Nicht genug: Eichendorff hatte mächtige Gönner, man erkannte seine außerordentlichen Fähigkeiten, man war ihm dankbar, daß er – und zunächst nur er, sich für die Wiederherstellung der Marienburg einsetzte, ... aber die Gönner konnten nicht ewig leben, und es kamen in den preußischen Ministerien von damals andere Vertreter von anderen Ansichten zur Macht; da galt es für Eichendorff, das Konfessionelle zu wahren; sein Dichtertum beachtete das Ministerium nicht, ... der „Beamte“ galt oder galt nicht, je

nachdem die Moden und die Minister wechselten. Da aber kein Mensch über sein Vermögen hinaus geprüft wird, so gelang es auch Eichendorff, sich von einem ihm abholden Minister „stürzen“ zu lassen, er ging in Pension und lebte ganz seiner Poesie, seinem Glauben und seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Die tiefsten Bücher über den Roman und die Geschichte der Dichtung, die nicht minder ersten Übersetzungen aus Calderon zeugen von der reifen Weisheit des früher so herzlich heiteren und frohgemuten „Romantikers“ von ehemals, in der Studentenzeit in Heidelberg, lang, lang ist's her. Um Eichendorff wurde es stiller und stiller, „verklungener Lärm“. Im „Stechlin“ hat Fontane einmal das weise Wort gesagt: „Der Tag ist kurz, aber die Stunde ist lang“ ... das gilt auch für die Anfechtungen, welche Eichendorffs Frömmigkeit durchzuhalten hatte: es waren die Stunden der Schwierigkeit, wo die modernen Menschen um Eichendorff herum seine Dichtungen – wenige Ausnahmen vorbehalten – weltanschaulich-konfessionell nicht mehr mochten gelten lassen; die Stunden, wo es galt, Zurücksetzungen, Rüffel, Befehle, Übergehungen und allerlei gewollte und bewußte Kränkung hinzunehmen, mit Sanftmut und mit der Haltung, welche dem „Grandseigneur“ durchaus nicht leicht fiel. Denn welcher Art waren diese Gegner? Welche Motive bewogen sie? Welcher Mittel bedienten sie sich?

Eichendorffs Frömmigkeit¹ galt ihm samt aller Demut und Ergebung vor Gott, keineswegs aber vor beliebig herankommenden Menschen und Leuten, die da wähten, sie könnten sich an ihm reiben, an ihm ihr Mütchen kühlen, ihm etwas hinreiben. Eichendorff hat das Schweigen gelernt, er lernte es, den Glauben nicht zu verleugnen und dabei in dem Stande zu bleiben, darin er geboren worden war. Seine Männlichkeit, in glücklicher und kinderreicher Ehe bestätigt, schlug nicht zurück; sondern sie tat das Größere: sie lernte verstehen, sie verklärte sich in einer unbeugsamen und wahrhaftigen Sanftmut, welche langsam mit den echten und den vermeintlichen Gegnern fertig wurde, – „fertig“ im eindeutigsten Sinne des Wortes, will heißen: erledigt, abgefunden befriedigt, ...verklungener Lärm.

In jungen Jahren, in der Studentenzeit in Heidelberg und nachher hatte Eichendorff oft vom Einsiedlerideal gesprochen, hatte ferne Wetter leuchten, Blicke in den Abgrund werfen, Blitze leuchten lassen. Man war gewandert, hatte gesungen, geliebt, getändelt mit dem Leben, man hatte gespöttelt, gewitzelt, war „geistreich“ geworden und es dann gewesen ... das alles blieb man, aber ganz anders war die Wirklichkeit nach der jugendfrischen Ahnung; die Gegenwart forderte, und ihr ward geleistet: ferne politische Wetter überstanden, Abgründe menschlicher Gemeinheit überwunden, Blitze der Intrigue angeschaut, bis sie aufhörten, aus der Wanderung war eine Berufsbeamtenlaufbahn geworden, aus der Liebe eine Ehe, aus der Tändelei feines und vornehmes Schweigen. Aus dem Spötteln war tiefgründige Gesellschaftskritik geworden, aus dem Witzeln Freundlichkeit, und der Geist aus der Ewigkeit leuchtete in diese Zeit Eichendorffs, der in solcher Art allerdings „geist“-reich wurde!!

Frömmigkeit heißt leicht bleiben in dem, was Christus dem Menschen leicht gemacht hat ... fromm-sein ist, nicht an den Dingen und Sachen hangen, fromm sein ist: nicht lange fragen: was muß ich tun? sondern man tut es wirklich und „das hurtige

Tun um Christi willen, das ist Glaube“ (Oetinger, Murrhardter Predigten, ed. Tübingen. 1815. II. Bd. S. 183) ... solcher Art hat Eichendorff seiner menschlichen Adelskrone noch eine ganz andere, unvergängliche Krone erworben, jene des Leids, als erkannten und überstandenen Leid, mit dem Blick „steif nach Jerusalem“ gerichtet, in die Ausgangslandschaft zurückkehrend, ins irdische Schlesien und in die himmlische, erhoffte und geglaubte Ewigkeit. Das hatte der Dichter Eichendorff schon Jahrzehnte vorher gesungen, im 24. Kapitel des Romanes „*Abnung und Gegenwart*“ nämlich, und darinnen darf man die feine Essenz seiner Frömmigkeit erblicken:

„Der Dichter kann nicht mit verarmen;
wenn alles um ihn her zerfällt,
hebt ihn ein göttliches Erbarmen -
der Dichter ist das Herz der Welt.“ –

ⁱ Gründliches Material und Einzelheiten zu diesem Thema findet der Leser in dem Sammelwerk „*Gedanken und Lieder, Eichendorffs religiöses Bekenntnis*“ von Karl Schodrok, Verlag Habel, Regensburg, 1950. In Leinen 4.90 DM.

Ein unbekannter Brief Eichendorffs aus dem Revolutionsjahr 1848

mitgeteilt von Wilhelm Kosch

Vor einem Jahrzehnt gelang es dem um die Erforschung der Romantik verdienten Gelehrten Wolfgang Pfeiffer-Belli bei einem Frankfurter Antiquar (A. Haase), ein Schreiben Eichendorffs an den Publizisten, Erzähler und Lyriker Karl Herloßsohn (1802–49) aufzustöbern, das er mir gütigst zur Veröffentlichung bzw. zur Ergänzung der Briefbände in der hist. krit. Ausgabe von Eichendorffs Werken überließ. Das fragliche Taschenbuch ist offenbar „*Vergißmeinnicht*“, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen von Carl Spindler. An Herloßsohns Taschenbuch arbeiteten Anastasius Grün, Friedrich Halm, Betty Paoli, Adalbert Stifter u. a. bedeutende literarische Zeitgenossen mit. Bis auf die Eigennamen ist der Brief in Kurrentschrift abgefaßt und lautet wie folgt:

Verehrtester Herr!

Sie haben gantz Recht, in diesem Sturm den (!) Banner der Poesie muthig aufrecht zu erhalten, und sehr gern möchte ich daher Ihrer gütigen Einladung zu einem Beitrag für Ihr Taschenbuch Folge leisten. Allein ich habe nicht ein Blättchen vorrätzig, und der Lärm hier ist jetzt in der That so arg und betäubend, daß ich in diesem Augenblick durchaus zu keinem irgend vernünftigen Liede zu gelangen vermag. Ich bitte daher, diess mir nicht zurechnen und ferner in freundlichem Andencken erhalten zu wollen.

Berlin, d. 1^{ten} April 48.

Ihren ergebendsten
EICHENDORFF

An Hochwohlgeboren Herrn Dr. Herloßsohn in Leipzig

Weg und Wandel der Lyrik von Eichendorff bis Rilke

Alfons Hayduk

Lyrik als das Persönlichste und Subtilste der Dichtung ist naturgemäß dem Wandel der Zeit und des subjektiven Geschmacks, der Gefühlsbetonung und der Ideen weit mehr unterworfen als jede andere Gattung der Literatur. Ihr Inhalt, ihre Form und Klangfarbe ist daher ständigem Wechsel anheimgegeben, und wäre es auch nur in den dem Kenner spürbaren Akzenten. So hat jede Generation, ja fast jeder Lebensabschnitt mit einer äußeren Cäsur, die Frage nach der Lyrik als Aussage ihrer Zeit ständig aufs neue zu beantworten. Sie ist keine akademische oder essayistische Frage, sondern ein Anliegen bewußten geistigen und traumhaft seelischen Lebens überhaupt. Letztlich also ist sie nur zu beantworten durch die zeitgenössischen Dichter selbst und die ihnen gemäße Bekenntnisform: durch ihr eigenes Werk, durch die Lyrik von heute.

In dieser Sicht offenbart sich von selbst, daß der revolutionären Aussage in jedem Falle mehr Gewicht zukommen dürfte als der noch so gefälligen epigonischen und konventionellen, daß die Stürmer wesentlicher sind als die Bewahrer, vorausgesetzt, daß es sich um wahrhaftige Dichtung handelt. Bei allem anderen besteht die Gefahr der Schaumschlägerei literarisch verbrämter und allzu gefälliger Worte, wie sie sich kaskadenhaft ins Meer der Druckerschwärze ergießen, ein lichter Amazonas, dessen Wassermassen das Meer wohl meilenweit zu tönen vermögen, aber die Tiefe nicht aufwühlen. Lyrik jedoch war und ist immer, so leise sie auch klingt, im Grunde: Aufruhr. Ihren Dreiklang hat Max Herrmann-Neisse treffend wie keiner angeschlagen: Empörung, Andacht, Ewigkeit. Wir können das Wessobrunner Gebet, Walter von der Vogelweide, Andreas Gryphius, Angelus Silesius, Christian Günther, Hölderlin, Goethe, Eichendorff, Mörike, Brentano, Heine, Dehmel, Rilke, Hofmannsthal, Trakl – kurz, die besten Kronzeugen dafür anrufen, Namen, in denen ein bestimmtes Herkommen mitschwingt, ganz zu schweigen von Neutönern wie George, Werfel und Brecht.

Der Weg dieser Lyrik von Eichendorff bis Rilke, um zwei Namen fürs Ganze zu setzen, kennzeichnet skalenreich den Wandel; er kennzeichnet aber auch das Unwandelbare, das, was wir den ewigen Vorrat deutscher Poesie nennen. Es dürfte sich erweisen, daß Themen und Formen wohl dem Zeitbedingten jeweils angeglichen werden, ja angeglichen werden müssen, sollen sie ihre Gegenwart ansprechen. Aber weniger geläufig dürfte die Feststellung sein, daß die eigentliche Substanz der Lyrik im Ewigen beheimatet bleibt, von Wessobrunn über Eichendorff bis Rilke; ferner, daß Empfindung wie Erfahrung, Traum und Leben, Sehnsucht und Vollbringen eine im tiefsten mystische Ehe eingehen. Es wird sich auch kaum, im weitesten Sinne natürlich, der religiöse Urgrund aller Lyrik

leugnen lassen. Ihr letzter Akkord wird immer ins Tröstende, Erhebende, Göttliche entschweben. Eichendorff wie Rilke sind die polaren Beispiele dafür, wie andererseits diese beiden auch hinsichtlich der Wirkung in die Zeit aufschlußreich sind. So ist Eichendorffs Lyrik zwischen den bedeutungsvollen, fast möchte man sagen symbolischen Jahreszahlen 1806 und 1848 angesiedelt, und so offenbart sich die eigentliche Wirkung Rilkes nach 1918 und 1945, also nach den Zusammenbrüchen. (Eine Feststellung, die nebenbei, aber wohl ebensowenig zufällig auch auf die Wirkung des Werkes von Hermann Hesse zutrifft.)

Es scheint mehr als eine Aufgabe vergleichender Literaturbetrachtung, dem Wesen der Lyrik von solchem Standpunkt aus nachzugeben. Schon bei der Beschränkung auf Rilke ergibt sich die Tatsache, daß der nach 1918 gesuchte Rilke nicht derjenige ist, zu dem seit 1945 gepilgert wird. Der rein kalendarische Hinweis, daß die *Duineser Elegien* erst später der Öffentlichkeit vorlagen, erklärt nicht hinreichend, daß es nach dem ersten Weltkrieg doch in der Hauptsache das *Stundenbuch* gewesen ist, dessen Einfluß in der modernen Lyrik jener Jahre obsiegte, während heute das elegische Moment, auch aus dem Frühwerk, auffallend in den Vordergrund gerückt scheint. Die Bedeutung der sprachlich-ästhetischen Form ist gegenüber dem Gedanklichen weit zurück getreten. Der Einfluß Rilkes, so könnte man sagen, ist heute wesentlich spiritueller als etwa vor drei Jahrzehnten, er drückt sich mehr in Haltung und Gesinnung denn in Sprache und Form aus. Hierin offenbart sich am deutlichsten die Anknüpfung an Eichendorff, die Rückkehr zu ihm, das Umwandelbare im Wandel. „Sein eigenes Gedicht macht ja sein Wesen offenbar“, schrieb mir in seinem letzten Briefe vom Dezember 1944 Josef Weinheber, aus dessen inniger Verehrung für den Lubowitzer Genius ein festlicher Lobgesang als Anruf, Trost und Erhebung entstehen sollte. Denn wir müssen bis zu Eichendorff zurückkehren, um „jene Mitte fühlbar und sichtbar zu machen, wo Wesen und Wort sich decken und im Zauber der Form eine Weise der Wahrheit verwirklicht ist“, wie Johannes Pfeiffer (*Umgang mit Dichtung* 1947) die Sinnggebung der Dichtung umschreibt. Und welch hoher Rang hier Eichendorff gebührt, hat Rudolf Bach treffend in seinem Geleitwort zur Inselausgabe der *Werke* 1941 gekennzeichnet, worin er die Gedichte als Eichendorffs höchste Leistung preist: „Sie sind das Kernland der koetischen Provinz, die er in dem mächtigen Reich der deutschen Dichtung gegründet hat. Gegründet, entdeckt, erschlossen, denn wirklich, da ist eine neue Welt aus dem Dunkel schlummernden Seins zum klingenden Wort, zur geformten Sprache erlöst worden; und wenn es das Zeichen des Genies ist, das bisher so noch nicht Vorhandene geschaffen zu haben, dann gebührt Eichendorff der hohe Titel mit allem Recht. Eichendorff hat den Griff, den strömenden Reichtum, die magische Melodik des geborenen großen Lyrikers, in dem ein bisher unberührter Seelenton aufklingt, in dessen Mund die Sprache tönt, wie eben erst entstanden. Der lyrische *Urlaut*, der nie zu erfassende und zu beschreibende, der nur unzerteilt im selig-erschrockenen Herzen zu empfangende, unerschöpfliche Ruf aus dem Wesen der Dinge, Rätsel und Offenbarung zugleich – Eichendorff ist mit ihm begnadigt, wie unter den Deutschen nur noch Goethe, Mörike, der späte Hölderlin und in einzelnen tiefen Augenblicken Claudius, Brentano und vielleicht noch Lenau und die Droste.“

Solche Schau ergibt hohe Anforderungen an die Lyrik, die aber unabdingbar sind und bleiben müssen, soll der rechte Maßstab nicht verloren gehen. Unsere Literatur ist gewiß nicht arm an lebenswürdigen Anrainern an Eichendorffs poetische Provinz – als ihren letzten legitimen Erben, welcher der dichterischen Aussage neue Möglichkeiten und Nuancen gewann, sehen wir vorerst keinen anderen auf dem Felde der Lyrik unserer Zeit als Rilke. Den Lebenden bleiben alle Chancen. Aber sie dürfen sich weder im Virtuositentum gepflegter Tradition noch im Originalitätsschrei atomisierter Gegenwartsgefühle erschöpfen. Mögen Wort und Form, das äußere Gewand der Lyrik stetem Wechsel, ja launischer Mode unterworfen sein, auch die Lyrik am Rande der Zeit untersteht dem Gesetz der Mitte, von dem Stefan George kündete.

„Wer je die flamme umschritt
Bleibe der flamme trabant!
Wie er auch wandert und kreist:
Wo noch ihr schein ihn erreicht
Irrt er zu weit nie vom ziel.
Nur wenn sein blick sie verlor
Eigener schimmer ihn trägt:
Fehlt ihm der mitte gesetz
Treibt er zerstiebt ins all.“

Dieser Gefahr zu begegnen, sind Eichendorff und Rilke ruhende Pole. Auch im soziologischen Strukturwandel der Gesellschaftsordnung bleibt ihre Aussage wesentlich, weil das spezifische Dichterische ein überzeitliches Phänomen ist. Und merkwürdig und beachtlich genug: wir finden es auch heute nur dort gestaltet, wo der Dichter mit der schlichten Ein-Fältigkeit Eichendorffs dem Zeitgefühl Ausdruck gibt, wie etwa Hermann Hesse:

„Der Himmel hat nicht Sterne,
Das Herz nicht Liebe mehr,
Es schwingt die graue Ferne,
Die Welt ward alt und leer.“

Ob Hesse, ob Rilke, ob Eichendorff: man ist erstaunt über die Zeitbezogenheit, über die Realistik in der Romantik, die sich beim Lesen ihrer Gedichte anbietet. Hier ist keine geistreiche Gescheitheit, sondern – worauf auch Fechter in seiner neuen Geschichte der Deutschen Literatur hinweist (1952), das Phänomen mit dem tiefen Staunen Schlegels deutend – die nachdenkliche Frage, „ob die Verse des Schlesiers noch Kunst seien oder schon wieder Natur“.

Wenn von der Krankheit der Lyrik in unserer Zeit die Rede geht, dann ist wohl im wesentlichen dies gemeint: der Lyriker filtrierte seine Verse durch die Ratio statt durch das ein-fältige, stauende Herz, er will unbedingt als Mensch von Esprit und intellektueller Überlegenheit gelten, statt sich schlicht der Hingabe an die Dinge, an Gott und die Welt zu überlassen, er fürchtet sich, schon epigonal zu wirken, wo er doch unbedingt original sein will. So aber wird er zumeist, da er dem großen Erbe auszureichen versucht, originell und nimmt Wortartistik schon für Eigenwuchs, Kompliziertheit für Bewältigung des Abgrunds.

Gewiß, solche Lyrik ist modern, ist „interessant“ – aber die bleibendere kommt immer noch „auf Taubenfüßen“. Auch wenn sie so eichendorffisch kühn – das Vibrato der Spannung an den Anfang, in die erste Zeile setzt:

„Aus der Heimat, hinter den Blitzen rot ...“

Wer in eine Sackgasse gerät, freilich, der sieht keinen Ausweg, der redet immer vom Ende. Wer Verse „kultiviert“, ist der Gefahr der Überzüchtung ausgesetzt, ist dem Treibhaus nicht fern.

Aber saßen nicht auch von Eichendorffs Zeitgenossen genug im elfenbeinernen Turm? Sie hegten damals genau so liebevoll ihren Weltschmerz wie heutzutage junggeschminkte Preise ihre Weltangst.

Geblichen ist die europäische Humanitas, so alt wie neu.

Längst nicht mehr sind es Nur-Lyrik und reines Wort allein, die uns Heutige zu faszinieren vermöchten. Es ist das eichendorffische „Übern Strom der Zeit“ in seiner menschlichen, charakterlichen Unbedingtheit, das den Weg der Lyrik nicht minder eindeutig und anspruchsvoll fordernd erhellt als Rilkes am Torso Apolls aufgestelltes und auffallend lange übersehenes Postulat, das jäh in die letzte Verszeile und wie ein Anruf an den jüngsten Dichter hineinspringt:

„Du mußt dein Leben ändern.“

Weg und Wandel, Glück und Elend der Lyrik erhalten von hier aus ihre Sinngebung und Deutung, ihre Weisung für Gegenwart und Zukunft.

Eichendorff als Märchenerzähler

Ewald Reinhard

Die Frühromantik hatte durch den Mund des Novalis verkündet: „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie, alles Poetische muß märchenhaft sein“, und in den „*Fragmenten*“ liest man dann weiter: „In einem echten Märchen muß alles wunderbar, geheimnisvoll und unzusammenhängend sein, alles ... belebt. Jedes auf eine andere Art.“ Erweitert lautet der Gedanke: „Alle Romane, wo wahre Liebe vorkommt, sind Märchen, magische Begebenheiten.“

Ludwig Tieck griff den Gedanken mit Begierde auf und schrieb „Volksmärchen“; schließlich verpflanzte er das „Kindermärchen“ vom „*Gestiefelten Kater*“ auf die Bühne und setzte es dem grellen Lampenlichte des Theaters aus. Ein gewagtes Unternehmen, das dem Wesen des duftigen Phantasiegebildes wenig oder garnicht entsprach. Die „jüngere Romantik“ besaß in Clemens Brentano einen Kopf voll phantastischer Einfälle, und so sind denn auch seine Märchen, sowohl die „deutschen“ wie die „italienischen“, von vollendeter Art, als „Kunstmärchen“ unübertroffen und unübertrefflich. Auch der „letzte Ritter der Romantik“ fühlte sich von der Welt des Märchens angesprochen, ohne sich ihr deshalb ganz zu verschreiben; deshalb ist die Zahl der Eichendorffschen Märchen gering. „*Aus dem Nachlaß des Freiherrn Joseph von Eichendorff*“ gab der Altmeister der Eichendorff-Forschung, Wilhelm Kosch, vor Jahren ein bisher unbekanntes Märchen des Dichters heraus, betitelt „*Die Zauberei im Herbst*“ (Köln 1906. 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft). Bedenken erregt, daß dieses Werk nur „in einer alten, augenscheinlich für den Druck bestimmten Abschrift vorhanden war, die nicht von der Hand Josephs Freiherrn von Eichendorff herrührt, aber mit seinem Pseudonym ‚Florens‘ unterzeichnet ist“ (Vorwort S. 4). Noch unverständlicher ist es, daß weder das Tagebuch noch des Dichters Sohn und Biograph Hermann von Eichendorff etwas von dem Märchen wissen. Lediglich die Tatsache, daß die eingestreuten Lieder im wesentlichen als Eigentum des Dichters bestimmbar sind, spricht zu Gunsten der Autorschaft Eichendorffs. Doch bedürfte der Stil noch einer besonderen Untersuchung. Inhaltlich weist das Märchen ganz auf Tieck hin; die Einkleidung: ein Klausner erzählt einem Ritter seine Lebensgeschichte, das Erscheinen eines Zaubervogels und die Verflechtung der erzählten Geschichte mit den Schicksalen des Zuhörers und seiner Gattin Berta, das Erlebnis selbst erweist sich als Phantasiegebilde, all das ist uneichendorffisch, eine Stilübung aus der Zeit seines Umganges mit dem Grafen Loeben in Heidelberg. Aus diesem Grunde verleugnet der Romantiker das Kind seiner Muse wie so manchen Vers aus dieser gärenden Zeit.

Ein echtes und rechtes Märchen ist Eichendorffs Geschichte vom *Kasperl und Annerl*. Es steht im vierundzwanzigsten Kapitel des Romans *„Dichter und ihre Gesellen“*, wo Fortunat der schönen Fiametta das Märchen erzählt. Die Einbettung in den Roman bringt es mit sich, daß der Fluß der Handlung mehrfach durch Einschübel unterbrochen wird. Sie können jedoch ausfallen, ohne daß dem Märchen dadurch Eintrag geschieht (wie es in Langewiesches Eichendorff-Auswahl geschieht: *„Von Wald und Feld“*. München-Ebenhausen und Leipzig o. J.). Das Märchen von den beiden Kindern, die zur Göttin Luna wollen und dabei allerlei Abenteuer erleben, bis sich schließlich das Annerl als Lunas Tochter Aurora zu erkennen gibt, ist durchaus im Sinne Brentanos gehalten, worauf ja auch der Titel schon hindeutet; frisch dargeboten, bietet das Märchen in dem Roman einen poetischen Ruhepunkt, um den die Phantasie, wie die Welle um bunte Kiesel, gar lieblich spielt.

Ganz und gar aus Tiecks Geist ist dagegen wieder das dramatisierte Märchen „in fünf Abenteuern“ *„Krieg den Philistern“*. Hans Brandenburg nennt es in seiner Eichendorffbiographie „nach Form und Inhalt veraltet“ (*Joseph von Eichendorff*, München 1922, S. 323). Das mag in einem gewissen Sinne zutreffen; aber manche Persiflage, so die Ratsversammlung mit des Bürgermeisters distinktionsreicher Rede, die sogar unter die Gedichte aufgenommen wurde, ist doch auch wieder überzeitlich und daher poetisch wertvoll. Die Fabel des Stückes, Kampf der „Poetischen“ mit ihren Widersachern, ist einfach und klar, die Erfindung originell, nur freilich – eine Literaturkomödie. Unter den Novellen steht ebenfalls ein Märchen *„Libertas und ihre Freier“*. Bei näherem Zusehen entpuppt sich das Werkchen als eine politische Satire, welche dem Romantiker sehr am Herzen lag. Man vergleiche nur die verschiedenen Fassungen zum *„Incognito“* (H. Häusle: *Eichendorffs Puppenspiel „Das Incognito“*, Regensburg 1910). Eichendorff läßt die schöne Liberias in die Hände des Inhabers der „Gedankendampffabrik“, Baron Pinkus, fallen, der sie zu fesseln und ins Arbeitshaus abzuführen befiehlt. Sie zu erretten, macht sich Dr. Magog mit dem Riesen Rüpel auf, aber sie gewinnen nur die Silberwäscherin Marzebille, mit der Dr. Magog nach Amerika flieht, „wo er wahrscheinlich die Marzebille noch heut’ für die Libertas hält“. Die Libertas aber wird von den Tieren des Waldes befreit, worauf sie „bei den Elfen im Traumschlosse“ unterkommt.

Eichendorff hat das „Märchen“ niemals veröffentlicht, ein Beweis dafür, daß ihn die Dichtung nicht restlos befriedigte. Sie hat hochpoetische Stellen, weiß aber das Politische mit dem Poetischen nicht ganz zu verschmelzen.

Daß der Dichter auch sonst über Natur und Wesen des Märchens scharf nachgedacht hat, zeigt u. a. eine Äußerung in seiner Literaturgeschichte, wo er die Welt des Märchens in drei Gruppen einteilt: Das galante, das philosophische und das Volksmärchen, „das, wie die alten Bilder auf Goldgrund, auf dem religiösen Volksglauben ruht“. Dem letzteren gibt der Romantiker den Vorzug.

Das Märchen spielt in Eichendorffs Schaffen keine besonders große Rolle; zum Märchendichter fehlte ihm vor allen Dingen die reiche Erfindungsgabe eines Brentano. Er mußte mit seinen Inspirationen haushalten und marktete damit. In kluger Selbsterkenntnis hielt

er sich daher von einem Gebiet ziemlich fern, für das er sich nicht berufen fühlte. Dafür floß umso mehr Märchenduft in seine Novellen und Romane, wie es die romantische Schule verlangt hatte.

Alfons Hayduk bat Eichendorffs „*Kasperl und Annerl*“ vor Jahren in der Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“ als Laienspiel dargeboten. 1951 schenkte er eine neue Umarbeitung, herausgegeben im Bärenreiter-Verlag. Vgl. die Eichendorff-Bibliographie 1945–1952 auf Seite 77.

Die Wiederentdeckung des Literarhistorikers Joseph von Eichendorff

Franz Ranegger

Während der Dichter Eichendorff, vor allem in den Liedern und Novellen, rasch das deutsche Volk gewann, konnten die dramatischen Werke nicht Fuß fassen und die Übersetzungen aus dem Spanischen begegneten erst in späterer Zeit der gebührenden Schätzung. Die vier literarhistorischen Schriften (*Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland* 1847, *Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum* 1851, *Zur Geschichte des Dramas* 1854, *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands* 1857) wurden verhältnismäßig wenig beachtet, obwohl sie es teilweise zu vier Auflagen brachten. Die Kritik von Friedrich Theodor Vischer, die das Romantikbuch höhnisch als literarische Sonderbündelei bezeichnet, wurde noch 1914 in 2. Auflage als 2. Band der „*Kritischen Gänge*“ (Leipzig 1914, S. 183–198) wiederabgedruckt. Die Kritiken von Hermann Lotze, Josef Fück, Hermann Marggraff, Julian Schmidt, Johann v. Hoffinger, die man jetzt teilweise in den Bänden XII (328–338) und XIII (171–172, 304–306, 310–320) der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe nachlesen kann, fanden geringe Beachtung. Wolfgang Menzel war der einzige protestantische Kritiker, der von der „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ rühmte, sie gehöre zum Besten, was über deutsche Poesie geschrieben worden sei, weil sie sich von dem klassischen Zopfe frei halte (siehe ebenda, XIII 332–334). Die Werke gerieten, obwohl sie der Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn als Band 1–4 der „*Vermischten Schriften*“ 1866 noch einmal geschlossen dem Publikum vorlegte, so sehr in Vergessenheit, daß sie dem gründlichen Karl Goedeke in der 1. Auflage seines „*Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung*“ entgingen.

Und so blieb es bis 1906, als Wilhelm Kosch die zusammenfassende „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ als 10.–11. Band der „*Sammlung Kösel*“ (Kempten und München, Josef Kösel) mit einem wegweisenden Vorwort neu herausgab. Dieses umschrieb nach dem damaligen Stand der Forschung die historische Stellung des Werkes, berührte das Verhältnis zu den Vorgängern und beleuchtete die Aufnahme dieses letzten Werkes von Eichendorff. Diese Neuausgabe traf bei dem durch Ricarda Huch, Oskar Walzel und zahlreiche andere Forscher wiedererweckten Interesse für die Romantik auf eine aufnahmefähige Stimmung, zumal Eichendorffs erstes literarhistorisches Werk über die Romantik den größeren Teil des Buches bildete, und fand namentlich in der Fachpresse eine günstige Aufnahme. Richard M. Meyer hebt im „*Literarischen Echo*“ (10 [1907/8], S. 286–287) am „geist-

und gemütvollen Werk“ als bemerkenswert hervor, daß Eichendorff zu der Romantik selbst in einem abwägenden Verhältnis stehe, und meint, daß der Neudruck auch denen willkommen sein werde, die das Buch nicht als Führer, sondern als Zeugnis benützen wollen.

Rudolf Unger hebt in den „*Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte*“ (17./18. Band, S. 496) am Buch die „reizvoll kräftige, persönliche Prägung“, die „poetische Auffassung und reiche ästhetische Intuition“ hervor, bezeichnet es als „das programmatisch-historische Manifest der katholisierenden Spätromantik“ und begrüßt es, daß Kosch „dieses geschichtlich wie prinzipiell gleich interessante und lehrreiche Denkmal der literarhistorischen Bestrebungen eines hervorragenden Dichters und bedeutenden Vertreters katholisch-kirchlicher Weltauffassung“ allgemein und bequem zugänglich gemacht hat. Abschließend stellt er „die kraftvolle Bestimmtheit und religiöse Tiefe der Weltbetrachtung, die in diesem Buche waltet“, dem hohlen Subjektivismus modernen Literatentums gegenüber und empfindet sie als Erquickung.

Eduard Arens meint in der „*Literarischen Rundschau*“ (33 [1907], S. 576–577), das Werk Eichendorffs habe trotz seines Alters nichts an Frische eingebüßt, bezeichnet es trotz seiner Kürze als „relativ vollständig“ und „trotz mancher Irrtümer“ als „tüchtig und gediegen“; nicht die Tatsachen, wohl aber das wichtigere, die Ideen, entwickle Eichendorff eigenartig und selbständig; ritterlich fechte er gegen alles Falsche und Unwahre. Dazu komme als weiterer Vorzug sein echt volkstümlicher Stil, oft so treffend und zum Greifen anschaulich, oft zart und bilderreich, daß man den Abglanz seiner milden, lieben Lieder zu spüren glaube. In den „*Historisch-politischen Blättern*“ (139 [1907 I], S. 537–541) rühmt Eduard Korrodi, Eichendorffs glänzendes Sprachtalent ergehe sich in Bildern und verblüffenden Pointen, die das untrügliche Zeichen des Genius sind, und stellt am Schluß die Frage: Wird die Gegenwart diese Literaturgeschichte, einen „wahren Nibelungenhort der Literatur“, „die durch ihre Tiefe und Originalität und die brillante Formgebung selbst ein literarisches Kunstwerk geworden ist“, „das Testament dieses Kronzeugen der Romantik begreifen, schätzen und würdigen lernen?“

Die glänzendste und objektivste Besprechung schrieb Adalbert *Silbermann* in der führenden „*Deutschen Literaturzeitung*“ (28 [1907], Sp. 1315–1319). Nach einer feinsinnigen und erschöpfenden Inhaltsanalyse, in der Kern und Stern der literarhistorischen und -kritischen Eichendorffischen Ideenwelt klar hervortreten, kommt der Kritiker Sp. 1319 zum Endurteil. Nachdem er einzelne Irrtümer gestreift hat, fährt er fort: „Aber diese Einzelheiten sind bedeutungslos dem Geiste gegenüber, der das Ganze durchweht, einem Geiste, der mit sicherem Blick für das Bedeutende das innerste Wesen der deutschen Literaturgeschichte zu erforschen bemüht ist. Aber auch wer nicht mit dieser religiös-philosophischen Betrachtungsweise einverstanden ist, wird zugeben müssen, daß sie neue und helle Schlaglichter über das weite Gebiet wirft. Hinreißend wirkt die aufrichtige, männliche Begeisterung, die den Verfasser beseelt, ohne ihn je oberflächlich zu machen, erquickend ist seine Sprachgewalt und der epigrammatische Witz, mit dem er Menschen und Dinge beleuchtet.“ Nachdem er mehrere sprechende Beispiele hiefür angeführt,

schließt er: „Trotz seines positiven Katholizismus ist Eichendorff in seinen Urteilen weder frömmelnd noch prüde. Mit herzerfrischender Gesundheit nimmt er die Romantiker in Schutz gegen den Vorwurf einer laxen Moral. Er ist überhaupt zur Apologie geneigt, was für die Großherzigkeit Eichendorffs zeugt. Wenn er auch Männern wie Hutten, Wieland, Lessing, Kleist, A. W. Schlegel nicht ganz gerecht wird, ungerecht ist er nie, und so einseitig sein Standpunkt oft auch erscheinen mag, die Charakterköpfe, die er entwirft, sind scharf umrissen, die Urteile, die er aufstellt, eigenartig und anregend.“

Zu diesen Urteilen hervorragender Vertreter der Wissenschaft und Publizistik gesellen sich Alexander Baumgartner (*Stimmen aus Maria-Laach* 73. Bd. [1907], S. 491–500), Josef Sprengler (*Literarischer Handweiser* 1907, S. 245–246), Ewald Reinhard (*Über den Wassern* 1, S. 61–62) und Wilhelm Oehl (*Der Gral* 1, S. 333–335), die sämtlich dem Literarhistoriker Eichendorff volles Verständnis entgegenbringen. Man kann es als Genugtuung für Eichendorff empfinden, daß in den von Gertrud von Rüdiger gesammelten und eingeleiteten Aussprüchen unter dem Titel „*Deutsche Romantiker*“ (München 1912, Georg Müller und Eugen Rentsch) Eichendorff in stärkster Weise heranzieht.

Im Nachwort zu dem Buche „*Eichendorff über die Romantik*“ (München 1925, R. Oldenbourg), das drei Stücke des Literaturressayisten zusammenstellt, bedauert der Herausgeber Anton Mayer-Pfannholz, daß Hans Brandenburg in seiner Biographie „*Joseph von Eichendorff*“ (München 1922, C. H. Beck), das dem Dichter liebevollstes Verständnis entgegenbringt, dem Literarhistoriker gegenüber völlig versagt, und gibt ihm zu bedenken: „Wir müssen seine (Eichendorffs) Urteile, mag auch die Form manchmal schroff und ausschließend wirken, auf die Objektivität ihrer Inhalte hin prüfen wie bei jedem anderen Literarhistoriker. Er verdient es wie jeder andere, nur mehr als mancher andere. Er schreibt mit seiner innersten Seele Literaturgeschichte, an der er selber schöpferisch mitgearbeitet hat. Wir müssen ehrlich sein im Nehmen, wie er es im Geben war. Wer den deutschen Dichter Eichendorff liebt und verehrt, der darf den Menschen Eichendorff nicht ablehnen, wo er ein anderes, aber ein nicht unwesentliches Stück seines Wesens offenbart. Ehrliche Liebe wird auch hier den Weg finden durch enge, dem einzelnen nicht immer zusagende Schächte in den größeren, weiten Raum geschichtlicher Wahrheit. Dort wird dann jeder Ehrliche inne werden, daß der Literarhistoriker Eichendorff... der gleiche liebe und aufrechte Mensch ist, dessen Lieder uns ob ihrer Reinheit entzücken, und daß auch über den literarkritischen Arbeiten des Dichters das Gebot steht, dem er im ganzen Leben und Wirken ohne Scheu und ohne Aufsehen gefolgt ist gegen Gott, gegen die Welt und gegen sich selbst und seine Grundsätze, das Gebot der Treue.“

Der gleiche liebevoll-eindringliche Appell hätte an Robert Schindler gerichtet werden können, der seine Züricher Dissertation „*Eichendorff als Literarhistoriker*“ 1926 in den Editions „*Alsatia*“ in Mulhouse (Elsaß) erscheinen ließ. Ohne die allgemein-romantische Stellung zu Wieland zu befragen, kehrt er wiederholt zur Frage zurück, warum Eichendorff zu Wieland einen ablehnenden Standpunkt einnahm. In ähnlicher Weise bohrt er

nach den Gründen der Ablehnung von Gottfrieds „*Tristan und Isoldé*“. Das geringe Verständnis für die Tiefe des religiösen Standpunktes bringt ihn zu seltsam apodiktischen Urteilen: „Objektivität ist etwas, was Eichendorff nicht kannte.“ Und so macht die fleißige und kenntnisreiche Arbeit einen etwas zwiespältigen Eindruck. Zudem sind wesentliche Erklärungsmöglichkeiten unberücksichtigt geblieben. Meine eigene Dissertation aus dem Jahre 1914, von der größere Teile im „*Grat*“ 13 (1918/19) S. 364–369, 407–417, 452–462, 504–510, 555–566, im „*Wächter*“ 6 (1923) S. 520–536 und im „*Jahrbuch der österr. Leo-Gesellschaft*“ 1929, S. 109–140 erschienen sind, wird derzeit erweitert und ergänzt und soll bei J. Habel in Regensburg erscheinen. In dem bedeutenden Werk eines anderen Schweizer, Martin Ninkes „*Hölderlin-Eichendorff. Vom Wesen des Klassischen und Romantischen*“ (Heidelberg 1928, Niels Kampmann), das neue Wege zur Wesensdeutung Eichendorffs beschreitet, finden sich über den Literarhistoriker Eichendorff neben einigem Abwegigen klärende schöne Sätze. Er sucht die bedeutenden Werte der Eichendorffschen Literaturgeschichte „in der Durchbildung ihres Prosastils, zum andern in der spielenden Anmut, mit der hier das Geistigste anschaulich vor Augen geführt ist, indem Eichendorff die Ausdruckszüge, die Formen und Stilmerkmale eines Dichtwerks, ja einer ganzen geistigen Epoche, anstatt sie in Begrifflichkeit aufzulösen, nur gleichsam abtastet, um sie als Bild vor uns erstehen zu lassen. Im Übrigen muß auf die meisterlichen Charakteristiken besonders aufmerksam gemacht werden, welche Eichendorff von den einzelnen Dichtungsgattungen: der Lyrik, des Epos, des Dramas und Rouans gegeben hat und die für sein innerstes Gefühl für das Eigenleben einer Form beredetes Zeugnis ablegen.“

Die, nach Silbermanns Buchanzeige, bisher bedeutendste Äußerung über unsern Gegenstand, ist der in der Festschrift für Emil Ermatinger „*Dichtung und Forschung*“ (Frauenfeld 1933, Huber u. Co.) erschienene Aufsatz „*Über die Literaturgeschichte des Dichters Eichendorff*“ von Otto Koischwitz, der neben dem wachsten Sinn für die unveralteten Werte der Eichendorffschen Literaturgeschichte die unverkennbare Zeitnähe des Werkes überzeugend nachweist. Einleitend erinnert ihn die scharfe Abwehr alles Philologischen und Gelehrten bei Eichendorff an den Ton, den manche aus dem Kreise Georges angeschlagen haben. Eichendorff „tritt als Literarhistoriker, gerüstet mit einem tiefen Wissen um alle Geheimnisse künstlerischen Schaffens und Wirkens, auf den ewigen Kampfplatz von Kunst und Wissenschaft und streitet in unserm Zeitalter ... als mutiger und begeisternder Bundesgenosse der ‚neuen Schule‘ für den neuen Geist.“

„Die Auflehnung des Künstlers gegen die fachgelehrte Kunstbetrachtung gibt der Eichendorffschen Literaturgeschichte das Gepräge.“ Mit Genugtuung zitiert er das romanische Prinzip, „daß Poesie nur durch Poesie rezensiert werden dürfe“. „Der unerschöpfliche Born seiner Dichtkunst durchrauscht und belebt zauberhaft alle Gärten der deutschen Literatur. Auch die flachsten und trübsten Gefilde sind von dem farbenkräftigen Bilderreichtum seiner Sprache überblüht. Überall ‚malt‘ Eichendorff wie in seinen lyrischen Gedichten und Erzählungen und seine Lieblingsmotive: Täler, Höhen und Wälder kehren immer wieder. Seine Literaturgeschichte ist selber ein Kunstwerk, ist Poesie, die Poesie rezensiert.“

Mit inniger Hingabe widmet sich Koischwitz der religiösen Grundnote der Eichendorffischen Literaturgeschichte. Er bringt sie in den richtigen Zusammenhang mit dem romantischen Denken durch die Feststellung: „Sein Wesen ist religiös im Sinne des Novalis, für den wahre Dichtung und Religion identisch sind.“ Den Verdacht, den Eichendorff bei den Gelehrten durch „die strenge und unerschütterliche Gesinnung“ erregt, entkräftet Koischwitz durch den Hinweis, daß Gesinnung immer religiös, daher einseitig und dem „Liberalismus“ der objektiven Wissenschaft zuwider sei. Für Eichendorff sei gerade Stärke und Echtheit der Gesinnung Maßstab zur Beurteilung einer Dichtung. Darum Eichendorffs Vorliebe für „eindeutige und endgültige Urteile“ und Ablehnung des „objektiven“ Stils.

Dem Vorwurf, Eichendorff habe die Dichtungen aus seiner katholischen Gesinnung bewertet, hält Koischwitz entgegen, im wesentlichen sei Eichendorffs Werturteil berechtigt und heute noch relativ richtig, obwohl er das Bild der deutschen Literatur von dem unverrückbaren Standpunkt einer einseitigen Gesinnung entworfen habe. Was Eichendorff unter „religiös“ verstanden wissen wollte, umschreibe er eindeutig bei der Behandlung der Gedichte des Protestanten Uhland, dessen Kunst er wegen ihres religiösen Gehaltes rühmt (der Wortlaut im Neudruck von *Kosch*, S. 452). Der Satz in diesem Urteil, der „deutsch“ und „gläubig“ gleichsetzt, zeige, daß Eichendorffs Gesinnung ebensosehr national wie religiös sei.

Viel mehr als Katholizität und Nationalgefühl – führt Koischwitz weiter aus – erklären sich Eichendorffs Werturteile aus seinem künstlerischen Temperament. Aus der gleichmäßigen Bewertung von Gehalt und Form, von Gesinnung und Talent erfließe etwa sein Zweifel an der Größe Huttens, seine Ablehnung des Geniekultes und des Meistergetues, wie es sich um Goethe entwickelt habe. Gleichwohl gehöre der Künstler nach Eichendorff mit seiner gottesgeschenkten Gesinnung und seinem angeborenen Rang zu einer Aristokratie.

In aller Breite führt Koischwitz den Nachweis, wie nahe Eichendorff den gesunden Grundsätzen der George-Schule stehe. Mit seiner sehr offenen und eindeutigen Bildersprache stehe er in einer Reihe mit berühmten Essayisten und Literarhistorikern der jüngsten Zeit wie Friedrich Gundolf, Friedrich Wolters und Rudolf Borchardt. „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß von allen Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts die Eichendorffische am engsten mit der sogenannten ‚neuen Schule‘ unserer Gegenwart verwandt ist.“ Koischwitz weist auch auf die Ähnlichkeit von Eichendorffs und Nietzsches Sprachform hin. Weiterhin stehe Eichendorff durch die überraschende Umsicht und ein vielseitiges Wissen in Problemen der literaturgeschichtlichen Darstellungsmethode dem nahe, was wir heute „Philosophie der Literaturwissenschaft“ nennen. Besonders zeitgemäß mute uns in Eichendorffs Werk die starke Betonung der nationalen Bedingtheit aller Poesie an.

Nach all diesen Darlegungen und genau belegten Übereinstimmungen mit jüngsten Entwicklungstendenzen überrascht uns nicht mehr Koischwitz' Endurteil. „Eichendorffs ganze Literaturgeschichte ist ein mutiges und begeisterndes Bekenntnis zum echten, ewigen Künstlertum, das Werk eines Mannes, der selber Rang hat, um über Männer von Rang

[Abb.: Eichendorff-Städte Wien: Der neue Markt. Gemälde von Rudolf Alt, 1832, Albertina. – Heidelberg, Kupferstich, 1820, Städtische Sammlungen Heidelberg / Halle: Giebichenstein, Sepiazeichnung, Ende 18. Jahrh. Stadtarchiv Halle – Breslau: Die Universität, Stahlstich von Joh. Poppel, Mitte 19. Jahrh. Privatbesitz]

zu urteilen... Obwohl Eichendorff kein wissenschaftlicher Literarhistoriker ist, steht er doch mit einem Fuß im Bereich der Literaturwissenschaft. Seine literarhistorischen Abhandlungen gehören nicht nur in die klassisch-romantische Tradition des deutschen Essays, wo ihnen die Literaturgeschichte längst einen hervorragenden Platz hätte anweisen müssen – sie gehören ebenso in die Tradition der „Außenseiter“ der deutschen Literaturwissenschaft.

Niemand, auch der begeistertste Verehrer nicht, wird Eichendorff für einen Wissenschaftler halten, aber seine Literaturgeschichte gehört zu den lesbarsten und ist wohl überhaupt die schönste des 19. Jahrhunderts, die es gibt.* Ihre metaphysische Verbundenheit, ihre nationale Gesinnung und ihre künstlerische Lebendigkeit verleihen ihr einen eigentümlichen Wert; und der Gedanke, daß sie von einem in allen Ländern deutscher Zunge so herzlich geliebten Dichter geschrieben ist, geben ihr einen besonderen Reiz. Als letzte Stimme zu Eichendorff als Literarhistoriker und Geisteskritiker sei Reinhold *Schneider* angeführt, der im Nachwort zu seiner Ausgabe von Eichendorffs „*Historischen und literarischen Schriften*“ (Vaduz 1948, Liechtenstein Verlag) bedeutsame Erkenntnisse und Forderungen formuliert. „Eichendorffs Schriften geschichtlichen und geisteskritischen Inhalts tragen das Gepräge eines entschiedenen, nüchternen, unerschrockenen Geistes. Als Ritter machte sich Eichendorff im scharfen Gegensatz zu seiner Zeit zum Verteidiger von „Werten und Institutionen, von deren Bedeutung er sich einmal überzeugt hatte. Da er von tieferen Einsichten in das Wesen des Menschen und der Geschichte geleitet war, als sie die Aufklärung zu geben vermochte, sollten seine Urteile manche unerwartete Bestätigung erfahren... Der Romantiker Eichendorff wußte sich in seine Zeit gesendet – nicht etwa aus ihr verwiesen – und glaubte fest an die Heraufkunft der Werte, die er verfocht.“

Eichendorffs kritische Schrift über die Romantik sollte „als eine Anleitung zur deutschen Geistes- und Gewissenserforschung verstanden, beherzigt werden. Man kann schwerlich eine höhere Vorstellung vom deutschen Volke und seiner Bestimmung unter den Völkern haben, als sie Eichendorff vertreten hat; sie trifft die Abgeirrten als Vorwurf und Forderung; sie hat aber auch den Dichter ermächtigt, in männlicher Entschiedenheit anzuerkennen oder zu verwerfen. Seine Urteile über Klopstock und Lessing, über Schillers eigenmächtiges Verhältnis zur Geschichte, das er an Shakespeares Ehrfurcht vor der Geschichte maß, seine hohe Einschätzung Uhlands, seine verständnisvolle Kritik Kleists, die so wichtige Unterscheidung zwischen dem Dämonischen und Diabolischen, als welches er dieses bejahte Dämonische verstand, wie es in E.T.A. Hoffmann durchbrach, während Eichendorff dieses Dämonische selbst in der Nähe aller Kunst, als eine Gewalt, die gebändigt werden soll, gelten ließ: dies alles sind Werte, die von den Erschütterungen der Zusammenbrüche unseres Jahrhunderts zu neuer, vielleicht nun erst nachdrücklicher Wirkung befreit worden sind.“ Das Nachwort klingt in Sätze aus, die Eichendorffs Zeitbedeutung umschreiben: „Ein ritterlicher Wächter ist Eichendorff gewesen; er sah in einen düsteren Himmel und wußte sich von Gütern eingefordert, die den Menschen fremd geworden waren und deren sie gleichwohl bedurften; sein ganzes Wesen war tapfere Zuversicht, und niemals gab er die

Hoffnung auf, daß die großen Gedanken, ‚die jetzt nur blitzartig hin und her fahren‘, die Zeit durchleuchten und die ‚grobe Abgötterei mit dem Materialismus‘ durchbrechen werden. Freilich glaubt er nicht, daß die Kunst sich selber retten werde: erst wenn wir in Religion und Politik nicht mehr experimentieren, werde auch die Kunst wieder mehr als ein Experiment sein. Es ist im Grunde immer wieder dasselbe ernste Wort, das der Dichter im Wald der Heimat geschrieben fand: aber dieses Wort ist in dem Kampf ‚zwischen himmlischer Ahnung und irdischer Schwere‘ und damit auch mitten in die Zeit gerufen, die nur eine Phase dieses die Geschichte erfüllenden Kampfes ist.“

Diese Blütenlese von Urteilen und Deutungen, die rund ein halbes Jahrhundert umspannen und die man durch das einsichtige Urteil Paul Fechtens in dessen „*Literaturgeschichte der deutschen Literatur*“ (Gütersloh 1952) ergänzen mag, sollen der Hoffnung Ausdruck geben, daß die literarhistorischen Aufsätze und Schriften, wenn sie in absehbarer Zeit in der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe nach rund hundert Jahren zum erstenmal gesammelt in die Öffentlichkeit treten, die Aufnahme finden, welche die einsichtige Kritik erwartet, und daß die zweite Nachkriegsgeneration das in ihnen vorliegende Testament des Dichters vollstrecken wird. Es ist eine Arbeit, des Schweißes der Edlen wert; liegen doch in ihnen nach einem wahren Wort des Wiener Aphoristen Josef Fick „die Ideen und Ideenkeime dicht und bescheiden nebeneinander wie die Kerne in einem Granatapfel“.

* Koischwitz steht mit dieser Bewertung nicht allein. Der Dichter Hans von Hammerstein hat vor ihm in einem lebensgeschichtlichen Abriss die gleiche Hochschätzung der Literaturgeschichte ausgesprochen.

Das letzte Lied von Richard Strauss

Joachim Herrmann

Mit einer geschlossenen Gruppe von vier Liedern für eine hohe Singstimme und Orchester beschloß der greise Richard Strauß im Alter von 84 Jahren, also ein Jahr vor seinem Tode, im Herbst 1949 sein großartiges kompositorisches Lebenswerk. Drei Liedern liegen Gedichte von Hermann Hesse zu Grunde, „Frühling“, „September“, „Beim Schlafengehen“, für das allerletzte wählte er ein Gedicht von unserem Dichter Joseph von Eichendorff „Im Abendrot“.

In einem stillen Lied von Eichendorff läßt der letzte große Magier der Oper am Ende seines Lebens seinen imposanten schöpferischen Genius verströmen. Das zwingt an diesem Ort zu einer betrachtenden Würdigung.

Richard Strauß hat diese vier Gedichte, wenn man sie sich näher anschaut, nicht allein nach ästhetischen Kriterien ihrer Eignung für eine klingende Deutung ausgewählt. Ihrem geschlossenen zyklischen Sinnzusammenhang wohnt eine feine innere Bekenntnisabsicht inne. Sie bilden gleichsam eine autobiographische Reminiszenz, den Rückblick eines hohen Lebens aus der müden Ruhe und Einsamkeit eines reicherfüllten Alters. Und mit Eichendorff wendet Strauß dann schließlich mit der Gelassenheit und reifen Abgeschlossenheit lebensüberlegener Weisheit sein Auge dem Ende alles irdischen Seins, dem Tode zu.

„Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand.
Vom Wandern ruhen wir beide
Nun über'm stillen Land.
Rings sich die Täler neigen,
Es dunkelt schon die Luft,
Zwei Lerchen nur noch steigen
Nachtträumend in den Duft.
Tritt her und laß sie schwirren,
Bald ist es Schlafenszeit,
Daß wir uns nicht verirren
In dieser Einsamkeit.
O weiter, stiller Friedel!
So tief im Abendrot
Wie sind wir wandermüde –
Ist das etwa der Tod?

In einer ruhig weitgeschwungenen melodischen Deklamation, deren seelischer Kraft keinerlei Müdigkeit anzumerken ist, atmet das Lied eine innere Sicherheit und feste Bewußtheit aus. Die klare harmonische Bewegung trägt keinerlei Anzeichen schmerzlicher Resignation, sondern vielmehr einer großartigen überlegenen Gelassenheit. Bei der Ansprache des Todes läßt Strauß noch einmal ein Motiv aus seiner sinfonischen Dichtung „*Tod und Verklärung*“ aufklingen, und mit langen getrosteten, langsamen akkordischen Schritten überglänzt von Lerchentrollern der Flöten verklingt das Lied. Es ist nicht so wichtig, daß chronologisch dieses Eichendorff-Lied als erstes von den vieren vertont wurde. Es ist mit dem Entstehungsdatum, 6. Mai 1948 Montreux abgezeichnet. Strauß weilte damals noch in der Schweiz, ehe er nach Deutschland in sein Haus in Garmisch zurückkehrte. Die drei Hesse-Lieder entstanden in den Monaten Juli, August, September ebenfalls in Montreux und in Pontresina. Sinngemäß setzte Strauß aber das Eichendorff-Lied an den Schluß der Reihe.

Richard Strauß hat ungefähr 200 Lieder geschrieben, in denen er sich vornehmlich der literarischen Generation seiner Zeit verhaftet zeigt. Der Hauptteil seines Liedschaffens fällt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Die nächsten Liederhefte der op. 68, 69 und 77 erscheinen erst wieder unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg. Hermann v. Gilm, Friedrich v. Schack, Karl Henckell, Heinrich Hart, Karl Busse, Otto Julius Bierbaum, Detlev v. Liliencron, Gustav Falke, Richard Dehmel, John Henry Mackay sind fast ausschließlich ihre Dichter. Erst in zweiter Linie finden sich auch noch Goethe, Schiller, Uhland, Brentano, Arnim usw. in der großen Reihe der veröffentlichten Lieder. Völlig fehlen die Lieblinge der romantischen Liedersänger Mörike, Keller usw. und eben auch Eichendorff. Nach Auskunft seines Sohnes sollen sich allerdings noch im Nachlaß einige Eichendorff-Lieder aus der Jugendzeit von Richard Strauß finden. Richard Strauß war keine ausgesprochene Eichendorff-Natur; auch die noch unbekanntem Lieder werden an diesem Charakterzug nichts ändern. Dafür war sein trunkener Blick zu sehr von der bunt brennenden Dramatik des Menschseins im Bann gehalten, um ihre bewegte Fülle mit zauberhaften Klanggebilden zu umspannen. Ihn lockte es nicht in die Nachtseiten des Lebens unterzutauchen, von deren Geheimnissen das Dichtertum Eichendorffs so angezogen wurde. Das ist die Mozart-Nähe von Strauß. Ob Mozart je ein Eichendorff-Gedicht komponiert hätte? Es ist sicherlich sehr zweifelhaft und kaum denkbar.

Um so überraschender und bemerkenswerter der Griff von Strauß nach Eichendorff auf der Schwelle zum Jenseits. Seine Klugheit und Bildung wußten ohne alle Zweifel, daß dieser Dichter allein die rechten Schlüssel für den Zugang auf die andere Seite des Lebens besitzt. Und gibt es wohl ein untrüglicheres Zeichen für die weise Lebenshaltung und Lebensüberlegenheit eines Genius, der schon immer mit instinktiver Sicherheit den rechten Gegenstand für seine schöpferische Absicht traf, nun im letzten Vollbringen vor dem Abscheiden wieder den der geistigen Situation gemäßen Vorwurf bei Eichendorff zu finden, als wenn er diese einzige innere Begegnung mit diesem Dichter nur sein ganzes Leben hindurch auf diesen Augenblick aufgespart hätte.

Friedrich Glück, ein großer Unbekannter

Karl Otto Frey

Das Eichendorfflied „*In einem kühlen Grunde*“ ist unstreitig eines der bekanntesten und beliebtesten Volkslieder. Volkslied geworden ist es freilich auch durch seine einschmeichelnde Melodie, in die es der nachmalige schwäbische Pfarrer Friedrich Glück kleidete. Denn Glück hat diese Melodie geschaffen und nicht Sucher, wie man bisweilen lesen muß. Friedrich Silcher hat diese herzandrängende Weise nur in Männerchor gesetzt. Er hat sich dabei von Glücks Vertonung so gefangen nehmen lassen, daß er Ton und Klang und Taktmaß mit gewissen Abwandlungen zu seinem so berühmt gewordenen „*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten*“ umgoß. Eichendorffs Enkel Karl hat im Augustheft des „*Oberschlesiers*“ 1925, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, festgestellt, daß bis zum Jahre 1925 27 Tondichter das Lied in Musik gesetzt haben. Nur eine Melodie aber hat das Herz des Volkes erobert und hat es festgehalten bis zum heutigen Tag: die Volksweise Friedrich Glücks.

Der Name Glück ist nur für wenige ein Begriff. Selbst in Pfarrerkreisen ist er so gut wie unbekannt. Über sein Leben und seine Werke gibt es noch keine zusammenfassende Arbeit. Sie wird bei den vielen verlorengegangenen Unterlagen wohl auch kaum zu schreiben sein. Dennoch wollen wir hier versuchen, uns aus den noch vorhandenen Bruchstücken wenigstens einigermaßen ein Bild seines Lebens und Wirkens zu machen.

Nach Berthold Auerbach, mit dem ihn Freundschaft verband, war Friedrich Glück ein mittelgroßer Mann, kräftig, mit lockigem Haar und mit einem Gesicht, das an Schubart erinnerte. Er schrieb eine flotte, an Schiller erinnernde Handschrift. In seinem Auftreten hatte er etwas Militärisches. „Den jungen Pfarrer mußte ein Unbekannter ganz und gar für einen Kavallerieoffizier (*sic!*) oberer Charge halten“, schrieb einmal ein Freund von ihm. Seine Lieblingsneigung war es auch gewesen, Offizier zu werden. Daß er es nicht werden durfte, in diesem Zwiespalt lag die Haupttragik seines so glücklosen Lebens.

Als erstgeborenes Kind des Pfarrers Johann Jakob Glück erblickte er am 23. September 1793 zu Oberensingen bei Nürtingen das Licht der Welt. Er entstammte einer alten schwäbischen Pfarrersfamilie. Sein Großvater Jakob Ludwig war Knabenschulmeister in Nürtingen. 1654–1725 verwalten drei Glück, Vater und zwei Söhne, in Beuron bei Nürtingen das geistliche Amt. Sein Vater ist bekannt geworden durch die Einführung der praktischen Familienregister, die noch Ende des 19. Jahrhunderts in Gebrauch waren. Der Sohn Friedrich, zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte die Klosterschule zu

Maulbronn und von 1809 bis 1813 das Tübinger Stift. Im Seminar wie im Stift war er einer der geistreichsten und aufgeschlossensten Jünglinge.

Schon im Tübinger Stift huldigte er mit drei Freunden der Musik. Die vier bildeten ein Gesangsquartett, für dessen Hausegebrauch Glück die Melodien meist selbst schrieb. Im studentischen Übermut komponierte er auch mehrere Horazische Oden. Die Tonsätze sind verloren gegangen. Leider. Es wäre sicher heute noch reizvoll, feststellen zu können, wie der junge, lebensvolle Student sich musikalisch mit den Oden abgefunden hat.

1814, nach beendetem Studium, dessen Abschlußprüfung unser Friedrich doch nicht ganz so glänzend hinter sich gebracht hatte, wie von ihm erwartet worden war, beschlossen die vier sangesfrohen und sangeskundigen Freunde, eine Reise nach Italien zu machen. Die Reisekosten wollten sie sich mit dem Vortrag ihrer vierstimmigen Lieder verdienen. Glück schrieb damals für diese Reise die weitbekannte und namentlich in der Schweiz beliebt gewordene Volksliedweise zum Gedicht von J. R. Wyß, die er selbst für seine gelungenste Schöpfung hielt: „*Herz, mein Herz, warum so traurig*“, „*des Schweizers Heimweh*“. Er erzählte später oft und gerne von den großen Erfolgen dieser Italienreise. Mit freudiger Genugtuung erinnerte er sich besonders des Konzertes in Salzburg, wo gerade der Vortrag des Schweizer Liedes den stärksten Beifall auslöste. Noch im gleichen Jahr fand er die Weise zu Eichendorffs Mühlenlied. Den Text entdeckte er im Tübinger Stift in Kerners „*Deutscher Dichterswald*“, einem Almanach auf das Jahr 1813. Dort stand es unter der schlichten Überschrift „*Lied*“ und war gezeichnet mit dem Dichternamen Florens, den Eichendorff als Mitglied des eleusinischen Bundes von seinem Heidelberger Jugendfreund, dem heute fast ganz vergessenen Mitdichter, dem Grafen Otto Heinrich von Loeben, erhalten hatte. Eichendorff veröffentlichte unter diesem Decknamen seine Erstlingserzeugnisse.

Glücks ansprechende Weise nahm bereits im Laufe weniger Jahre in Deutschland wie in Übersee bleibenden Besitz von der deutschen Volksseele. Wir können uns hierfür die literarischen Nachweise ersparen. Schon um 1825 ward sie längst als Volkslied am Rhein gesungen.

Ein dritter großer Wurf von geradezu europäischer Berühmtheit gelang Friedrich Glück mit seiner großartigen Ballade „*Bertrands Abschied*“. Wenn er dieses sein hinreißendes Werk mit dem seiner prächtigen Stimme eigenen Schmelz und Feuer in vollendetem Vortrag sang, waren alle Zuhörer in Bann geschlagen. Durch diese französische Ballade ist er auch in Frankreich berühmt geworden. Er hat Verbindungen mit hohen französischen Offizieren bekommen. Die wollten ihm in Frankreich eine gehobene musikalische Stellung verschaffen. Im Juni 1830 reicht er ein Gesuch zwecks einer vorläufig 6–8monatlichen Beurlaubung nach Frankreich ein. Dem Gesuch wird gegen Stellung eines Vertreters stattgegeben. Aber Glück hat kein Geld, um Reise- und Vertreterkosten aus eigener Tasche zahlen zu können. Auch sein Vater lehnte, wohl auf Drängen der Mutter, ab. Die Reise unterblieb, wie später – aus unbekanntem Gründen – die Ausreise nach Nord-Amerika unterblieb. Vielleicht hat ihn sein amerikaenttäuschter Freund Lenau davon abzuhalten vermocht.

Mit Lenau verband ihn eine enge Freundschaft. Lenau hat ihn bei seinem Aufenthalt im schwäbischen Dichterkreis öfters in seinem Schorndorfer Pfarrhaus aufgesucht. Auch Lenau liebte bekanntlich die Musik, besonders die Beethovensche.

Glück hatte auch Lenaus Schillflieder, deren Veranlassung seine unglückliche Liebe zur Lotte Gmelin und deren Situationsrahmen der heute trocken gelegte Kirchheimer See bei Heidelberg ist – die Lieder selbst, sind zwischen dem 6. und 12. Januar 1832 im „König von Portugal“, Heidelberg, Hpstr., gedichtet worden – in Musik gesetzt. Ihre Melodien sind aber verloren gegangen. Als Glück einmal um seine Mithilfe bei einem Konzert in Stuttgart angegangen worden war, sang er seines Freundes Schillflieder. Auf die Frage der Kenner, wo und wann denn diese herrlichen Melodien erschienen wären, gab Glück zur Antwort: „Mein Bestes gebe ich nicht so bald unter das Publikum; für Freunde, die mich besuchen, muß ich immer etwas Apartes haben.“ Nach alledem können auch wir nur unter Bedauern mit Berthold Auerbach feststellen: „Wie schade, daß seine Oper (nach Hauffs *Liechtenstein*), zu der er bereits die Ouvertüre komponiert hatte, nicht mehr zur Ausführung gekommen ist.“ Auch diese Arbeit ist verschollen.

So bleibt sein Tonschaffen Bruchstück, wie sein verfehltes, glückloses Leben Bruchstück geblieben ist. Mit geistlichem Öle schien er nur wenig gesalbt zu sein. Seine Lebensweise war mit den gebotenen Schranken eines Dorfpfarrers nicht immer in Einklang zu bringen. Er verkehrte lieber mit Offizieren als mit seinesgleichen. Er war lieber auswärts als zu Hause, mehr unterwegs als im beschaulichen Heim. Das führte mit der Gemeinde wie mit seiner Behörde zu viel Ärger und Verdruß. Als gegen Ende seines kurzen Lebens – er starb schon am 1. Oktober 1840 – gar noch seine Stimme zu versagen begann, war das Maß der Verbitterung voll. Von den Peinlichkeiten dieser letzten Lebensstage schweigen wir lieber.

Nur von diesen Vorfällen her ist die Pietätlosigkeit einigermaßen zu begreifen – zu entschuldigen ist sie keineswegs! –, daß man Glücks Grab einebnete, um einen Friedhofsweg darüber zu führen. Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Abordnung des Brooklyner Friedrich Glück-Quartetts in seine schwäbische Heimat gekommen war, einen Lorbeerkranz auf sein Grab zu legen und nähere Angaben über sein Leben und Wirken in die amerikanische Wahlheimat mitzunehmen, fand sie kein Grab mehr vor und keine Gedenktafel entriß sein Gedächtnis der Vergessenheit. Das Wenige, was die Abordnung noch sammeln konnte, stellte sie in einer Gedächtnisschrift zusammen, die mit ihrem Reisebericht als Friedrich Glück-Gabe den Vereinsmitgliedern überreicht wurde. Aus ihr haben auch wir hier einiges übernommen.

Wenn Friedrich Glück weiter nichts als nur die weltweite Weise von „*In einem kühlen Grunde*“ geschaffen hätte, verdiente er, daß man seiner voll Dankbarkeit gedächte. Wir erfüllen darum hier in der Aurora nur einen Akt der Pietät, wenn wir dem großen Unbekannten, der wahrlich nicht als Letzter zur Volkstümlichkeit Eichendorffs mit beigetragen hat, ein paar Zeilen ehrenden Gedenkens widmen.

Das Waldhorn

Helmuth Richter

Weit um den Erdenball
Ging meine Reise,
Klang mir doch überall
Mit Hall und Widerhall
Eines Waldhorns Weise.
 Da sangen die Brunnen und sprangen
 Hell wie in alter Zeit,
 Als wäre noch nicht vergangen
 Die schlesische Herrlichkeit.

Stieß der Jäger ins Horn
Zur Abendstunde,
Rauschte der Wald, das Korn,
Schlehdorn und Rittersporn
Und die Mühle im Grunde.
 Das klang von des Berges Stufen
 Hernieder ins stille Tal
 Und hat mein Herz gerufen
 Wohl viele tausend Mal.

Marmorbild, Schloß und Schlucht,
Wagen und Reiter,
Silberne Giebeflucht,
Türme, die Oderbucht –
Das Horn als Begleiter.
 Da wehten Schatten und Schleier,
 Aus Wolken zuckte der Blitz –
 Längst schweigen Horn und Leier
 Im Park von Lubowitz . . .

Unstern.

Das Schicksal der oberschlesischen Eichendorffstätten Lubowitz und Neisse

Willibald Köhler

Zwischen Wiege und Grab liegt unser Leben. Zwischen Lubowitz, wo er am 10. März 1788 geboren wurde, und Neisse, wo er am 26. November 1857 fast siebenzigjährig starb, beginnt und vollendet sich das Leben Joseph von Eichendorffs. Das wipfelumrauschte Schloß über der jungen Oder bei Ratibor in Oberschlesien hat den Dichter so unauslöschlich geprägt, und Neisse, die altherwürdige Bischofsstadt und friederizianische Festung, ist so sehr Ausdruck seines in schönster Harmonie österreichisch und preußisch gestimmten Wesens, daß man Lubowitz und Neisse zwei große, einzigartige Eichendorffstätten nennen kann. Eine Betrachtung ihres wechselvollen Schicksals ist daher höchst bedeutungsvoll für das Verständnis von Leben und Werk des Dichters. Lubowitz ins neue Deutsch übertragen, hieß wohl soviel wie „geliebter Ort“. Ein heimwehträchtiger, zauberischer Klang liegt, seit Joseph von Eichendorff ihn dichterisch verklärte, in diesem Namen für jeden Deutschen, der seine Heimat liebt und nach ihr Sehnsucht leidet.

Des Dichters Vater Adolf erwarb von seinem Schwiegervater Karl Wenzel von Kloch reichlich zwei Jahre vor Josephs Geburt ein auf beherrschender Höhe gelegenes Schloßchen. Ein sehr bescheidenes, mit Schindeln gedecktes Herrenhaus war es, dieses alte Lubowitz; mit holzgetäfelten, verräucherten engen Stuben, deren Wände behangen waren mit blinden Spiegeln und alten Stichen von Eber- und Saujagden, von schweren Schnitzwerkrahmen schier erstickt.

Seinem Geschlecht, welches das prächtige Stammschloß Deutsch-Krawarn etwa ein Jahrzehnt vorher verloren hatte, beschloß Adolf von Eichendorff einen womöglich noch prächtigeren Erbsitz mit vielen Fenstern und lichten Zimmern und Sälen auf der Lubowitzer Höhe statt des alten zu errichten. Zu Ehren seiner Frau Karoline und des Schwiegervaters wurde am Karolitage im Januar 1785 der fertige Prachtbau eingeweiht. Da war ihm Gast, wer immer wollte, und vom frühen Morgen bis zum Anbruch des neuen Tages schwang die Tür des Schlosses von kommenden und gehenden Gästen, und es ging dabei nach des griesgrämigen jüngsten Bruders Rudolf Worten zu wie im ewigen Leben.

In diesem Schlosse wurde eineinhalb Jahre nach seinem Bruder Wilhelm Joseph von Eichendorff am 10. März 1788 in einer kalten klaren Winternacht geboren; nach der verpaßten glücklichsten Konstellation unter dem Unstern, eineinhalb Minuten zu spät. Auf der Höhe seines Lebens macht der Dichter mit überlegenem Lächeln diesen Unstern für sein nicht gerade unglückliches, aber doch glückloses Leben verantwortlich;

einmal in der Bruchstück gebliebenen, gleichnamigen Novelle, zum anderen in dem für sich bestehenden „*Kapitel von meiner Geburt*“, das ein Teil der über die Anfänge nicht hinaus geratenen Bekenntnisdichtung „*Lubowitz*“ werden sollte. Ein Kinder- und Jugendparadies, geschaffen und gehegt von dem liebevollsten und geliebtesten aller Väter, war dieses Lubowitz. Unsichtbar den von Seligkeit verblendeten Knabenaugen rüstete sich indessen der Unstern zum Aufzug und stieg, als Napoleons Sendboten von Oberschlesien Besitz ergriffen, in trübem Glanze über dem Schlosse empor. Allein auf seine Tüchtigkeit als Landwirt und die Gunst der Zeiten hoffend, hatte Adolf von Eichendorff den Besitz der Familie immer weiter ausgedehnt. Die im Gefolge der französischen Revolution und des unglücklichen Krieges heraufkommenden Veränderungen verkehrten diesen schnell wachsenden Wohlstand in sein Gegenteil. Alle Tüchtigkeit des Kernwirtes und seiner Kernwirtin vermochte den Verfall des Familienvermögens auf die Dauer nicht aufzuhalten. Schloß nach Schloß ging verloren, nur Lubowitz konnte sie (neben dem kleinen, jenseits der preußisch-österreichischen Grenze im Quellgebiet der Oder gelegenen Sedlnitz) vor dem Verluste zunächst bewahren. Mit dem Tode des Vaters im Jahre 1818 war auch das Schicksal von Lubowitz eigentlich schon besiegelt. Denn es ist ein bereits verwandeltes, von der Melancholie des Herbstes umspinnenes Lubowitz, das uns Wilhelm in seinem mit der eindringlichen Gewissenhaftigkeit eines Tagebuches verfaßten Briefes vom 15. Oktober 1817 an seinen Bruder beschreibt. Der Tod des Vaters kündigt sich bereits in dessen Blicken an. Vier Jahre, bis zu ihrem Tode im Jahre 1822, wurde das Schloß der Mutter als Witwensitz noch belassen, dann ging es in fremde Hände über. Diese gingen wenig pfleglich damit um. Der Unstern über dem Schlosse wich nicht mehr, und es schien, als wolle er nicht vor dem Untergange des irdischen Lubowitz verlöschen, um das ewige, das er mit seinen Liedern sich und uns errichtete, im Herzen des Dichters und seines Volkes desto heller erstehen und erstrahlen zu lassen. Joseph hat es sich in männlichem Stolz versagt, das verlorene Jugendparadies je wieder zu betreten. Im Geiste freilich wollte er bis an sein Lebensende immer dort sein, und in einer wunderbaren Vision erschaute er es noch kurz vor seinem Tode in alter Pracht und Herrlichkeit. Die Wirklichkeit ist grausam damit umgegangen. Schon im Jahre 1831 hatte Wilhelm dem Bruder einen Besuch von Lubowitz als ein seelisches Wagnis vorverkündet, indem er ihm schrieb: „Louise war vor ihrer Abreise aus Schlesien nicht mehr in Lubowitz. Was hätte sie dort auch tun sollen? Wir können dort nur noch Entweihung und Dornen suchen, die halb vernarbte Wunden wieder öffnen.“ – Sieben Jahre später unternimmt er ihn dann und berichtet davon dem Bruder in dem erschütternden Briefe vom 15. Januar 1838: „Von letzterem Orte (Ratibor), den ich wenig verändert fand, fuhr ich an einem heiteren kalten Nachmittag nach Lubowitz. Ich war ganz allein. Vor dem Dorfe auf dem Walle ließ ich halten und ging zu Fuß hinein. Die Blätter spielten schon ins Rote und Gelbe, und eine herbstliche Stille lag über der weit ausgebreiteten Gegend. Vieles war auf eine störende Weise verändert. Ich wagte es, in den Hof zu gehen, ich schlich wie ein Verbannter. Ich warf einen flüchtigen Blick in den Obstgarten hinter der

ehemaligen Küche, den Tummelplatz unserer kindlichen Freuden. Dann wagte ich mich weiter bis unter die Fenster des Saales. Ich sah hindurch bis jenseits im Garten in die Allee und in ein Feld von Astern, die aus dem matten Grün herauschimmerten. Im Saal putzte man, hing Lüstres auf und schien ein Fest vorzubereiten. Da erfaßte mich plötzlich ein Schauer, so gewaltig, daß ich die Flucht ergriff. Vor der Kirche blieb ich stehen. Sie war gesperrt. Endlich faßte ich den Mut, den Meßner zu bitten, sie aufzuschließen. Links in der Kapelle lag mein Vater, rechts meine Mutter, draußen lachten ein paar Bauernmädchen, die vom Felde zurückkehrten. Als ich ging, bat mich der Meßner um meinen Namen, weil der Pfarrer neugierig sein würde. Ich antwortete, er möchte den Pfarrer von einem Herrn aus Italien grüßen, der in Lubowitz wohl bekannt wäre. Der Meßner sah mich nachdenklich an und ließ mich gehen. Kaum hatte der Postillion aber die Pferde in Bewegung gesetzt, als er plötzlich: „Halt! Halt!“ hinter mir herrief. Es war der Meßner, außer Atem stürzte er vor mir nieder, benetzte meine Hand mit Tränen und rief: „Sie sind der Sohn meiner Wohltäter!“ Aber auch das schöne hohe Haus behielt seine ursprüngliche Gestalt nicht bei. Um 1850 baute man es, einem Zeitgeschmack folgend, in den englischen Tudorstil um. Selbst den Toten wurde keine Ruhe gelassen. Zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts brach man die wie ein schönes Grabmal sich über den Elterngräbern erhebende alte, schlichte, in die Landschaft passende Holzkirche ab und errichtete an ihrer Stelle eine große Steinkirche. Die Eichendorffgräber auf dem alten, hohen Dorffriedhof wurden eingeebnet. Es war fast, als sollte jede Erinnerung an die Familie Eichendorff und das Gedächtnis an den Dichter von Lubowitz schwinden. Keine Gedenktafel meldete dem Besucher, daß er eine geweihte, von frommer Hand gepflegte Stätte betrete. Der Zugang zu dem berühmten Park führte ihn an dem in den Dichtungen Eichendorffs verewigten Musiksaal vorüber. Durch verstaubte Fenster erblickte er da nach dem ersten verlorenen Weltkrieg statt des erwarteten Festsaales einen Raum mit leeren, verschmutzten Wänden, der einer riesigen Rumpelkammer glich. – Da unternahmen es oberschlesische Eichendorff-Freunde, angeregt durch Karl Schodrok, Obmann der 1931 gegründeten Deutschen Eichendorff-Stiftung, dem Verhängnis entgegen zu wirken. Ein Gedenkstein nach dem Entwurf des Bildhauers Hoffmann, auf dem alten Dorffriedhof aufgestellt, erinnerte an die hier bestatteten Mitglieder der Familie Eichendorff. Am 26. November 1940 wurde durch die Stiftung der in eine würdige Gedenkstätte umgebaute Musiksaal, in welchem eine von dem Wiener Bildhauer Leopold Hohl geschaffene Bronzebüste des jüngeren Eichendorff Aufstellung fand, eröffnet. – Trotz aller Liebe und Begeisterung, die aus solchem Beginnen sprach, sollten die ans Firmament geschriebenen Unheilzeichen des Unsterns sich erfüllen. Anfang Februar 1945 kam das Verhängnis über Lubowitz. Feindliches Geschützfeuer legte das Schloß in Trümmer. Für die Erinnerung blieb nur noch eine rauchende Ruine und ein verheerter Park zurück. – Unverändert, in ewiger, unschuldiger Schöne blüht allein die Lubowitzer Landschaft. –

Sieben Wochen später ereilte Neisse das gleiche grausame Geschick. Durch diese Stadt war der Dichter als Kind mit Eltern und Geschwistern in hochherrschaftlicher Karosse

in den glanzvollsten Tagen des Familienglücks auf der Reise nach Karlsbad gekommen. Die Erinnerung daran hat der Knabe in seinem Tagebuche festgehalten. – Hier hatten Mutter und Frau den zum Mann gereiften Jüngling nach seiner Rückkehr aus den Befreiungskriegen nach langer Trennung wiedergesehen. In einem ihrer Briefe bemerkt die Schwester Luise, er sei verwundet gewesen. Hier war seine Frau bei den Magdalinen als Mädchen erzogen worden. Die Sehnsucht nach diesen Jugendjahren sorgloser Ungebundenheit führte die schwer Kranke nach dieser Stadt im Alter dann zurück. Hier starb sie am 3. Dezember 1855 in dem Riegerschen Hause in der Breite Straße und wurde sie auf dem Jerusalemer Friedhof beerdigt. Hier verlebte der alternde Dichter bei Schwiegersohn und Tochter die letzten beiden Jahre seines Lebens, sein Werk vollendend und die Niederschrift seiner Bruchstücke geliebten Erinnerungsdichtung „*Lubowitz*“ beginnend. Hier starb er in dem Hause Mittel- späteren Eichendorff-Straße 22, in welchem 1935 das Deutsche Eichendorff-Museum eröffnet wurde, und wurde er am 30. November 1857 neben seiner Gattin bestattet. Dieselben Berge, die von fern in seine Wiege zu Lubowitz hernieder schauten, blicken auf sein Grab; schlesischer Marmor, aus ihrem Fels gebrochen, deckt seine letzte Ruhestätte.

Aber nicht wegen dieser Tatsachen und der vielen Erinnerungsplätze allein wären wir berechtigt, Neisse eine einzige Eichendorff-Gedenkstätte zu nennen; wäre sie nicht ein getreues Spiegelbild seiner aus den beiden deutschen Wesenhälften harmonisch gemischten Persönlichkeit. Wie zwei im Aufbäumen gegeneinander erstarrte Wellen, so stand die sonnig heitere alte Bischofsstadt mit ihren barocken Giebeln neben der ersten, nüchternen, nach ihrem königlichen Gründer benannten Friedrichsstadt, und wie der sich vollendende Dichter fast täglich über die Neissebrücke aus der einen in die andere hinüberpilgerte, erlebte er gleichsam sich selber magisch in die Wirklichkeit verzaubert: einten sich doch in seiner Brust friedlich der preußische Geheimrat und der Taugenichts. Am Sonnabend, den 10. März 1945, Eichendorffs 157. Geburtstag, mehrten sich die Zeichen einer von Grottkau her der Stadt Eichendorffs sich nähernden Gefahr. In der Nacht vom 14. zum 15. März spielte ihr die Stalinorgel donnernd zum Totentanz auf. Haus nach Haus sank die stolze Schöne in Asche, der Himmel aber sah dem Trauerspiel mit freundlichstem Gesichte zu: siegesgewiß und frühlingstfroh strahlte die Sonne, neues Leben erweckend, auf das Zerstörungswerk herab! Nur die Sirenen beweinten in immer kürzeren Abständen das Schicksal der Stadt, winselten, selbst schon wund, für die sterbende um Gnade und verstummten schließlich, als Bombensplitter ihre Kehlen sprengten. Die lustigen Giebel auf dem Ringe fielen ein, der schlanke Ratsturm, der ihnen in den friedlichen Tagen wie der Taugenichts zum Reigen aufspielte, stürzte stehenden Fußes in sich zusammen. Ein erster schwarzer Freitag war es, da ging als erstes öffentliches Gebäude das nach dem Dichter benannte Gymnasium in hellen Flammen auf, ein weithin sichtbares Warnungszeichen für die Dörfer im südlichen Umkreis an den nächtlichen Himmel schreibend. Die Stadt lag im Bereiche des feindlichen Geschützes, das seine Brandbomben gegen sie schleuderte. Jedem Neisser, jedem Schlesier, der es miterlebte, gab es einen Stich ins Herz, als dann am 20. März der Giebel von Sankt Jakobus, der steilste in Deutschland, plötzlich in Flammen stand.

In diesem altherwürdigen Gotteshaus war Sonntag für Sonntag, zu jeder Jahreszeit um die gleiche Stunde und am gleichen Platze, bescheiden hinten rechts vom Eingang, der Dichter wie ein treuer Soldat seiner Kirche zum Gottesdienst angetreten. Die einzigartige Silhouette, welche die Stadt in den Himmel zeichnete, war damit ausgelöscht.

Erst viele Wochen nach der Einnahme, die in der Nacht vom 23. zum 24. März, ihrem zweiten schwarzen Freitag, erfolgt war, nach dem Waffenstillstand sah ich die bis zur Unkenntlichkeit zerstörte Stadt wieder, getraute ich mich über die russische Notbrücke hinaus in die Friedrichstadt, aller Schrecken gewärtig. Das Riegersche Kaffeehaus in der Breite Straße, des Dichters erste Neisser Wohnung, stand noch. Von dem Museum ragte allein die Stirnseite wie mit ausgebrannten Augenhöhlen zu den Wolken auf, die in stummem Wanderzuge hoch darüber hinschwebten. Die Aufschrift zeigte unbeschädigt an, daß das Gebäude einst das „Deutsche Eichendorff-Museum“ beherbergte. Die Gedenktafeln rechts und links von der Tür kündigten an, daß in diesem „Hause“ Joseph von Eichendorff und August Daniel von Binzer, zwei deutsche Dichter, lebten und starben. Die steinernen Stufen aber führten den entsetzten Gast ins Leere. Das Dichterdenkmal auf dem Eichendorff-Platz vor dem Museum blickte gelassen, als wäre, im Blickwinkel der Ewigkeit besehen, nichts so sehr Erschütterndes geschehen, zu den fernen Bergen hinüber. Der tote Dichter aber träumt seinen ewigen Traum unter dem Rasen des Jerusalemer Friedhofes im unversehrten Grab. Nur seltsam! Als habe die Erde vergeblich zu trennen versucht, was der Himmel noch im Tode zusammen fügte, sind, nicht feststellbar aus welcher Ursache, die Grabplatten am Kopfende ein wenig auseinandergezwängt.

In ewiger Schöne blüht, vor dem Blicke von der Eichendorff-Höhe im Tal sich ausbreitend, die Landschaft, blauen die Berge jenseits der Kohlsdorfer Wiesen von ferne herein.

Wir aber errichten uns, indem wir des Dichters Heimweh- und Erinnerungslieder in der wehen Brust erwecken, das ewige Lubowitz. Eichendorff weiß wie kein anderer zu trösten, denn er erfuhr in seinem Leben, was es heißt, die Heimat zu verlieren. Millionen, die ihre Heimat haben verlassen müssen, werden seine Lieder ein Trost- und Kraftquell sein. Den acht Seligkeiten aber sei in unseren Gebeten die neunte, die eichendorffsche, hinzugefügt: „Selig sind, die Sehnsucht leiden nach der verlorenen Heimat, denn ihrer ist das Himmelreich!“

November 1945

Bilderbogen aus dem Neisser Eichendorff-Museum. Erinnerungen

Karl Willi Moser

IM EMPIREZIMMER

Zwischen den frisch gestärkten Mullgardinen flutet mildes Nachmittagslicht hindurch; in lichten Bündeln huschen die Sonnenstrahlen über die gold-weißen Empiresessel, lassen die altersdunklen Öloriginalen des Eichendorffgeschlechtes lebensnah aufleuchten und funkeln schließlich lustig in die Augen der Besucher. Andächtig lauschen diese aufnahmebereiten jungen Mädchen, die von einem Kursus aus dem Neisser „Heimgarten“ kommen. Ich spüre ihr Mitgehen und lasse mich wieder einmal mitreißen von dem Strom geweckter Begeisterung – „wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt!“ So bin ich gerade recht in Stimmung – da reißen mich ein paar Worte, die von der Wand ganz dahinten in eine kurze Atempause hineingeworfen werden, heraus: „Ist das Tapete oder ist das gemalt?“ Dabei streichen die Hände dieser jungen Dame prüfend über die pastellfarbene Wand. Es dauert eine Weile, bis ich wieder in Fahrt bin. –

IM STERBEZIMMER

Besonders liebe Gäste sind da: die Vorstände der Deutschen Wander- und Bergvereine; an ihrer Spitze im weißen Haar Präsident Professor Dr. Werner, der nimmermüde Wanderer und Eichendorffkenner. Das sind die rechten Besucher; sie sind auch besonders aufgeschlossen für die Stimmung, die Stadtarchitekt – und Poet dazu –, Alfred Jahn, mit seltener Hingabe und künstlerischem Einfühlungsvermögen der Dichtergedenkstätte gab. Dazu überall bunte Feldblumensträuße. Ich beschließe im Sterbezimmer Eichendorffs die Führung. Rings umher grüßen Eichendorffbilder – vom Knaben bis zum Greis – und die Stätten seines Wirkens. „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen –“ Da blickt ja auch der wanderselige „*Taugenichts*“ von der blaß violetten Wand – nein, fast sieht er so aus, der „*schwarze Ritter*“ von 1809. Ihm zu Ehren singen wir zum Abschluß das „*Wanderlied der Prager Studenten*“: „Et habeat bonam pacem, quiescet post fornacem!“

IM FORSCHERZIMMER

Hier leuchtet wieder einmal lange nach Mitternacht die kleine Tischlampe. Willibald Köhler, der emsig-gewohnte Nachtarbeiter, schreibt an einer neuen Gesamtausgabe. Da gibt es viel Arbeit in der Stille. So manches Buch unserer umfangreichen Forscherbibliothek, mancher Zeitschriftenband muß dabei gewälzt werden. Die Notizzettel häufen sich. Ich bin natürlich dabei, es geht doch schneller, das Heraussuchen und Wiedereinordnen. Nebenbei trag ich eine Menge neuer Eichendorffliteratur ein, die Willibald Köhler sammelte, ordne Zeitungsausschnitte in ihre Mappen, die das Berliner Aus-

schnittbüro schickte. Schmunzelnd sehen uns die Gründer der Eichendorff-Stiftung zu, deren Bilder gerade hier ihren rechten Platz fanden: Karl Frhr. von Eichendorff, Professor Dr. Dyroff, Schulrat Karl Schodrok; sie sind uns wegen der gestörten Nachtruhe eigentlich nie böse gewesen. Aus der Vitrine schauen uns die „*Incognito*“-Puppen der Hohnsteiner Puppenspieler belustigt über die Schulter; Paphnutius zitiert sogar mit spöttischem Augenzwinkern Eichendorff: „Aktenstöße nachts verschlingen, schwatzen nach der Welt Gebrauch, und das große Tretrad schwingen wie ein Ochs, das kann ich auch – –“

IM HISTORISCHEN ZIMMER

Heute ist es eng. Überall liegen hohe Stöße der eben aus dem Verlag „*Der Oberschlesier*“ eingetroffenen „*Aurora*“, die ich zum Versand bringen soll. Meine Frau und Tochter packen natürlich mit zu, Adressen werden geschrieben – da wird frankiert, gepackt, geklebt –. Aber sonst ist's schön hier oben. Vom breiten Dachfenster aus sieht man über die Kohlsdorfer Wiesen nach den blauen Altvaterbergen; so mag auch Eichendorff manchmal hinübergeschaut haben – „ach, wer da mitreisen könnte in der prächtigen Sommernacht.“ Bald haben wir's geschafft; meinen hinzukommenden Jungen macht es einen Heidenspaß, mitzufahren zur Post.

IM KARL VON EICHENDORFF-ZIMMER

Alfred Jahn stellte bewußt die wuchtigen Möbel aus dem Arbeitszimmer des Dichterenkels aus Altenbeuren in diesen Raum; nicht, weil ihr „Jugendstil“ uns etwa zusagte, sondern er sollte damit geehrt werden: der größte und verdienstvollste Eichendorff-Forscher und treueste Hüter seines Vermächtnisses. So wurde auf die in den anderen Räumen wirkende Stimmung verzichtet. Es war und – bleibt ein Arbeitszimmer. Hier stören auch nicht die Attribute eines modernen Büros, Telefon und Schreibmaschine. Der Briefwechsel ist in den wenigen Jahren unvorhergesehen angewachsen, lawinenartig schwillt er aber vor den Hochtagen des Museums an, wenn die Gedenk- und Feiertunden ihre berühmten Schatten vorauswerfen. Vor solchen Tagen müssen Willibald Köhler und ich manchen Gang zu unseren hilfreichen Freunden machen, weil es doch festlich aussehen soll, und uns die Mittel hierzu fehlen. Sie helfen uns auch, weil sie mit dem Herzen dabei sind: Oberbürgermeister Mazur, Bürgermeister Franzke, Bürodirektor Todt, Stadtarchitekt Jahn, Chorrektor Thamm, Frau Meineck-Crull, Frau Dalisch. Ich tippe wieder einmal toll drauflos, Willibald Köhler hat mich reichlich mit Stoff versorgt; wie ist das nur möglich, daß sooo viel in seinem Schließfach Platz hat. Jetzt rasselt auch noch das Telefon dazwischen: „Ich komme morgen mit meinen Schülern ins Museum; Eintreffen vormittag 9 Uhr; bitte führen – Zeit 50 Minuten!“ – Im Treppenhaus höre ich vorsichtig-rücksichtsvolle Schritte. Da quietscht auch schon die Eingangstüre – ihre Bänder werden grundsätzlich nicht geölt, um einen Ersatz für eine Türglocke zu haben – zum Vorzimmer. Schon stehen sie bei mir, einige Graue Schwestern vom Salzring mit etwa 30 Pensionistinnen. Ja, da hilft nichts. Unmut – Störung? I wo! Schon verschwindet die treue Mercedes-Favorit, umgeschaltet den Geist, und ehe sie sich richtig gruppieren, geht's los: „Für alle soll vor Freuden mein treues Herze glühn – – –“

IN DER AHNENGALERIE

Heute bin ich ganz sicher vor Besuchern; draußen stöbert ein wildes Schneetreiben. Immer ist mir ganz feierlich zumute, wenn ich den schweren Stahlschrank aus Karls Nachlaß öffne und die vielen Mappen mit den Manuskripten Eichendorffs heraushole. Für mich sind sie nicht leblose Papiere, jedes Blatt, jeder Zettel redet mit mir eine vertraute Sprache. Alle in der zierlichen Schnörkelschrift des Dichters, Lyrik und Prosa, dazu Briefe von ihm und an ihn und Dokumente des Dichters und seines Geschlechtes, genealogisches und heraldisches Material in Fülle. – Heute suche ich den Entwurf zu „*Dichter und ihre Gesellen*“ heraus. Aufschlußreich die Randbemerkungen Eichendorffs. „Wo spielt dieses Kapitel?“ – Richtig, da steht es am Rand: „Der Badeort ist Warmbrunn!“ Aha! Wieder ein Schritt weiter. Es gibt viel darin zu forschen, in diesen gelben und grünen Bogen, viel, sehr viel; wenn man nur Zeit hätte. Ob nach dem Kriege?

AM GRABE DES DICHTERS

Leise knirscht der feine Kies unter den behutsamen Schritten, die an einem nebligen Sonntagsmorgen im November 1936 nach dem Grabe Eichendorffs eilen. Die schlesischen Dichter weilen zu ihrer Tagung in Neisse, haben am Vorabend der „*Freier*“-Aufführung im Stadttheater beigewohnt und suchen nun das Grab ihres großen Landsmannes auf dem bergigen Jerusalemer Friedhof auf. Der frische Herbstwind weht letztes Laub von den Bäumen, die Akkorde dreier Männerchöre nach Eichendorffschen Texten von Josef Thamm verklingen über den Gräbern. Friedrich Deml-Gleiwitz ist der Sprecher der schlesischen Dichter, die sich hier erneut zu ritterlichem Kampf für die Sache des Guten und Gerechten bekennen und nach dem Vorbild Eichendorffs ein Hort unserer heiligen Sprache sein wollen. Kränze und Schleifen werden ausgebreitet. Langsam, ganz langsam, wird es wieder still um die alte Friedhofskapelle aus der Zeit der Kreuzherren. Golden schmeichelt die herbstliche Sonne über die weißen Marmorplatten. „Wir sind durch Not und Freude gegangen Hand in Hand, vom Wandern ruhn wir beide nun über'm stillen Land.“ – Bald stehen sie alle vor dem nahen Eichendorff-Hause, das Eichendorff die letzten acht Lebensmonate bewohnte und heute Heimstätte der greisen Dichter-Enkelin, Margarete von Sedlnitzky-Eichendorff ist. Am Fenster ihrer Wohnung steht der Obmann der schlesischen Dichter, Willibald Köhler, und stellt das Neisser Wirken Eichendorffs, die Entstehung, Bedeutung und Ziele der jungen Dichtergedenkstätte dar. Daran schließt sich der Besuch des Museums. So wiederholt es sich immer wieder: bei dem Besuch der deutschen Presse männer, der Wiener Dichter unter Franz Ginzkey, Josef Weinheber, Bruno Brehm, der zahlreichen Neisser Eichendorffgemeinde an den Gedenk- und Feierstunden Eichendorffs, den vielen Eichendorff-Freunden im Reich an den großen Jubiläumstagen: die bewußt gehegte eichendorffsche Stimmung entrückt sie alle der lärmvollen Hast einer unduldsamen Zeit. Das erfühlt auch unser Freund ann [sic!] Arbor Michigan, Berkshire, Professor Walter A. Reichardt, der unser Museum mit der Lebendigkeit des Hauses „Sunnyside“ des amerikanischen Dichters Washington Irving am Ufer des Hudson-Flusses in einem Vorort New Yorks vergleicht. Solche Bestätigungen ermuntern uns erneut, auf dem beschrittenen Wege fortzuschreiten.

Zur Gestaltung des neuen deutschen Eichendorff-Museums in Wangen

Alfred Jahn–Neisse

Das Deutsche Eichendorff-Museum zu Neisse war seiner Zeit mit bescheidenen Mitteln eingerichtet worden. Dennoch hatte es gleich die Prägung großen Stils: in seinen Mauern hatten die Penaten des dichterischen Haushaltes gewelt; ihr stilles Wirken blieb als ein Hauch von Unsterblichkeit den Räumen verhaftet. Nicht anders, wie etwa im Salzburger Geburtshaus Mozarts oder in der Eisenstadter Kapellmeisterwohnung J. Haydns die Gedächtnisstätten durch das Künstlerleben selbst ihre Weihe empfangen hatten. Das Neisser Haus war in seiner Erscheinung seit Eichendorffs Zeiten kaum verändert. Die gestaltbestimmenden Bauelemente waren geblieben: die klassizistisch-biedermeiernde Fassade, der altfränkische gemütliche Vorbau der Eingangsstufen, die Flucht der Wohnräume, das Giebelstübchen des alten Herrn, der enge stille Hof, das kleine Gärtchen nebenan. Die einzubringenden Sammlungen waren nach Wert und Menge reich, Handschriften, persönliche Erinnerungsstücke, Hausgeräte, Bilder der Familie und mancherlei anderes aus der Umwelt des Dichters. Die pietätvoll zusammengetragenen Bücherschätze des Enkelsohnes Karl, das sich ständig mehrende Archiv verliehen dem Museum den Rang einer unvergleichlichen Forschungsstätte für Eichendorff und die deutsche Romantik. Es war Raum genug, Schritt um Schritt der wachsenden Entwicklung zu entsprechen, sowohl nach der wissenschaftlichen Seite hin wie auch im Sinne einer volkstümlich lebendig wirkenden Erbauungsstätte.

So war dem Architekten bei der baulichen Einrichtung des Museums die Aufgabe klar vorgezeichnet. Es war ein Rahmen zu schaffen, der das in seinen einzelnen Teilen immerhin verschieden geardete Ganze zusammenhielt und der schlicht genug blieb, gegenüber dem unwägbaren Wesentlichen kaum empfunden zu werden. Praktisch handelte es sich darum, ohne Stimmungsmache durch behutsame Beihilfen der Innenraumgestaltung dem Betrachtenden die Einfühlung in das spezifische Eichendorffische zu erleichtern – als scheinbar fast belangloses Beispiel mögen Blumen an den Fenstern hinter gefälten weißen Mullgardinen genannt sein.

Mancherlei vertiefte die Eindrücke des Neisser Besuchers zum Erlebnis: vor dem Hause die schöne Grünanlage mit alten Bäumen und dem Denkmal des Dichters, wenige hundert Meter entfernt die Grabstätte im Schatten der ehrwürdigen Kapelle des Friedhofes St. Jerusalem, etwas weiter hin die vom Sudetengebirgsverein errichtete Eichendorffwarte, die von der Höhe friderizianischer Wälle den Blick gab in die Weite des blühenden Neissegaaues bis zu den Sudetenbergen, in die Landschaft, die der in seine schlesische Heimat Zurückgekehrte „wahrhaft paradiesisch“ genannt hatte.

Dies alles ist dahin, soweit es zerstörbares Menschenwerk war. Das heimatliche Land ist verlorenes Paradies. Wenn zu Wangen im Allgäu eine neue Gedächtnisstätte für den Dichter entsteht, sind wir uns der Verarmung bewußt. Wir müssen es sein, um Maß und Ziel richtig abzustecken. Je klarer wir uns begrenzen, umso besser werden wir die verbliebenen Möglichkeiten ausschöpfen können.

Die unmittelbar ergreifenden Einflüsse der „eingeweihten Stätte“ sind hier nicht gegeben. Die Wahl des Ortes ist begründet im Anliegen der Lebenden, Wangen zu einem Stützpunkt des geistigen Schlesiens zu entwickeln. Gehört Eichendorff selbstverständlich allen Deutschen, so haben die Schlesier doch vorzugsweise den Anspruch, sein Erbe zu hüten. Es wird ein volltönender Drei-Klang sein, wenn in Wangen einer Pflegstätte der beseelten Eichendorffischen Welt sich – wie an anderer Stelle geplant – beigesellt das Werben für Gustav Freytags Werk und die tiefgründige Dichtung Hermann Stehrs. Zur Errichtung des neuen Eichendorff-Museums in Wangen ist durch die Deutsche Eichendorff-Stiftung aufgerufen worden. Ihr Haus ist errichtet; die Räume stehen bereit. Mit einem Archiv und einem Gästezimmer für Eichendorff-Forscher wurde der Wiederaufbau begonnen. Es kann, auf den äußerlichen Effekt hin angesehen, nichts Großartiges sein, was fürs erste entsteht. Das entspräche kaum „der Zeit der Not“ und wäre insofern auch nicht eichendorffisch. Bedenken wir, daß der Neisser Anfang ebenfalls bescheiden war und es vieler idealgesinnter Helfer bedurfte, um zu weiterem Zuge zu kommen. Indessen versteht sich auch hier das Moralische von selbst: die Erkenntnis der Beteiligten, daß die Propagierung und Grundlegung eines „Deutschen Eichendorff-Museums“ eine hohe Verpflichtung ist, die mancherlei Sorge in sich einschließt. Aber wir können, der Sache nach, anfangen. Es ist Ausstellungsgut gesammelt, das von originalem Wert ist; weiteres wird hinzukommen. In einfachen Vitrinen, auf schlicht-umkränzter Tischplatte wird des Dichters Schrift seine Hand weisen. Bildnis und Landschaft werden von den Wänden grüßen, die Familiengeschichte sich durch Dokument und Stammbaum erläutern, Erstausgaben und zeitgenössische Darstellungen das Dichterwerk nahebringen. Die Eichendorffbüste aus der Meisterhand von Professor Bednorz und das frei nach Franz Kugler geschaffene Bildnis des Dichters werden einen feierlichen Blickpunkt geben. Wie in Neisse wird auch in Wangen versucht sein, still und unaufdringlich den Räumen etwas von der wohnlichen Atmosphäre der romantischen Zeit zu geben, die im großen Ganzen bekanntlich mit dem Begriff des Biedermeier zusammenfällt. Die schrägwandigen Giebelstübchen werden die Erzeugung einer echten Eichendorffstimmung wesentlich erleichtern. Jedoch soll damit keineswegs einer Stilkulisse das Wort geredet sein. Des Dichters Wort mag auch hier gelten:

„und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.“

Schlichtheit, Natürlichkeit, zweckmäßige Sachlichkeit werden der beste Untergrund sein für den von innen leuchtenden Namen EICHENDORFF.

Drei Seiten aus dem Goldenen Buch des deutschen Eichendorff-Museums im Aufbau

Das Goldene Buch ist eine kunsthandwerkliche Schöpfung und ein Geschenk des Buchbindermeisters Martin Glasl zu Hausbam in Oberbayern. Darin sollen sich alle Stifter namhafter Sach- und Geldspenden und alle Eichendorff-Freunde eintragen, die an dem Wachstum des Museums wesentlichen Anteil nehmen.
Willibald Köhler

EICHENDORFF!

Lange hatte ich geglaubt, daß die Natur selber sich diesen Namen und die unsterblichen Lieder erdichtet hat, die unter diesem im Volke verbreitet sind.

Bis ich beglückt im Anblick von Schloß Lubowitz, der Waffen des Lützower Jägers und der Handschriften des Dichters im Deutschen Eichendorff-Museum zu Neisse begriff, daß Eichendorff wirklich gelebt hat: als Mensch von Fleisch und Blut, europäischer Christ, Deutscher und mein schlesischer Landsmann.
Willibald Köhler

Es ist mir eine große Freude, mich in dieses Buch einschreiben zu können und aus meinen leider sehr wenigen geretteten Erinnerungen an meinen Urgroßvater ein bescheidenes Scherflein zur Gründung der neuen Eichendorff-Gedächtnisstätte beizusteuern. Ich übergebe unserem lieben treuen Freunde, Herrn Willibald Köhler,
a die Gosen'sche Eichendorff-Plakette

b „Aus dem Leben eines Taugenichts“ mit Heliogravüren von Grote und Canolt

c Manuskript „Was soll ich ...!“

d Kunstdruck des Eichendorff-Bildes von Raecke

e Todesanzeiger des Dichters

„Und wo immer müde Fechter
sinken in mutigem Strauß,
es kommen frische Geschlechter
und fechten es ehrlich aus!“

Ein Glückauf dem Wangener Kreis!

Freilassing, den 4. November 1951

Paula Latzel-Sedlnitzky-Eichendorff

Neben einer Reihe von *Aurora*-Bänden, die glücklich die Ereignisse von 1945 überstanden, scheint mir – wenn ich stellvertretend für meine im „Wangener Kreis“ zusammengeschlossenen Freunde und gleichzeitig als Vorsitzender dieser Gruppe sprechen kann – wertvoller und bedeutsamer für den Ausbau der Eichendorff-Erinnerungsstätte zu sein, daß sich in unserer Arbeit dafür unsere Liebe zu dem großen schlesischen Dichter wirksam offenbart, – die Liebe zu einem Dichter, der bei seinem Blick über die weiten Täler und Höhen keine Grenze sah hinter diesem Dorf und hinter jenem Wald, sondern alles in sein Lied und sein Wort einfiel, Himmel und Erde und das ganze weite herrliche Land, – und der darum auch zu einem Sänger der Deutschen wurde, – der von Heimat und Deutschland sang, ohne stetig diese Worte zu gebrauchen. So aber wird Eichendorff und wird das von Willibald Köhler und dem Wangener Kreis aufzubauende Eichendorff-Museum nicht nur einen Wert der Vergangenheit darstellen, sondern auch für die Gegenwart Bedeutung haben.

Oberwinter am Rhein, Juli 1952

Egon H. Rakette

„Ein Bilderbogen scheint alles, was vergangen“

KLEINE GESCHICHTEN UM JOSEPH VON EICHENDORFF

Die nachfolgenden kleinen Geschichten sind dem Leben und dem Werk des Dichters verpflichtet. Es sind Episoden und Anekdoten um ihn, wahllos, regellos aufgeblüht, zufällig gefunden, im Vorübergehen gepflückt und zu einem Sträußlein gebunden, um sein liebes Bild zu schmücken und zu beleben, „Ein Bilderbuch scheint alles, was vergangen“. Sie möchten aber auch seine Freunde in aller Welt grüßen und die Freunde seiner ewig unvergessenen Heimat.

Georg Hyckel

DIE WOHNUNG DES DICHTERS

Joseph von Eichendorff, der in den Befreiungskriegen zunächst bei den Lützower Jägern eingetreten war, dann bei einem Landwehrregiment stand, hatte, wie es Soldatenlos ist, oft eine nur allzu bescheidene Unterkunft. So war er einmal längere Zeit in einer recht dürftigen Stube einer ärmlichen Dorfkate untergebracht. Hier besuchte ihn eines Tages ein guter Freund. Der sah sich kopfschüttelnd in dem niedrigen, engen Raum um, der nur die notwendigsten Einrichtungsgegenstände in einfachster Form enthielt. Dann fragte er Eichendorff, der doch in der weiten Behaglichkeit des väterlichen Schlosses groß geworden war, ob er sich denn in dieser ärmlichen Bedrücktheit und Enge wohlfühle, und wie er es hier längere Zeit aushalten könne. Da führte ihn der Dichter zu dem offenen Fenster und wies hinaus auf die weite, in der Sonne leuchtenden Landschaft, auf die in sattem Grün sich breitenen Felder und den in der Ferne wie eine dunkle Mauer geheimnisvoll sich erhebenden Wald, der wie ein Rahmen das schöne Bild abschloß. „Nennst du das eng und arm?“ fragte er mit einem stillen Lächeln. „Sieh nur, welch weiter und schöner Raum ringsum mir zu Verfügung steht! Das alles ist meine Wohnung, und kann ich mir eine bessere wünschen?“

LIED IM WINDE

Justinus Kerner, der schwäbische Arzt und Dichter in Weinberg, hatte Joseph von Eichendorff gebeten, ihm einen Beitrag für seinen poetischen Almanach zu überlassen. Und als wenige Wochen später der Briefträger ihm ein Brieflein brachte von dem jungen schlesischen Freiherrn und Poeten, hielt er ein Gedicht in den Händen, das ganz nach

seinem Sinne war. Es nannte sich „*Das zerbrochene Ringlein*“, und begann: „In einem kühlen Grunde...“ und klang fort mit Versen, die einem Herzen entströmt waren, in dem der Liebe Glück und Leid wehmutsvoll schwebten. Der Dichter hatte es um 1810 geschrieben und dann in seinen Roman „*Ahnung und Gegenwart*“ aufgenommen, mit dem es aber nur einen ganz kleinen Kreis von Freunden gefunden hatte. Kerner legte das Blatt mit den feinen, klaren Schriftzügen einer sorgsamsten Hand auf den Schreibtisch zur Seite, behutsam und langsam, wie man ein kostbares, wertvolles Stück, etwa ein geschliffenes, feines Kristall fortstellt. Da wurde die Tür geöffnet, dem Alltag geöffnet, einem jener gewöhnlichen Tagesereignisse, die ihr Recht fordern und keine Rücksicht auf Neigung und Stimmung nehmen. Ein Patient suchte seinen Doktor auf. Mit ihm fegte ein starker Luftstrom durch das Zimmer von der offenen Tür zum offenen Fenster. Der fuhr mit rohen Fingern quer durch den Raum, ergriff, was er fassen konnte, riß es hoch und was leicht war, wirbelte er aufwärts, Rezepte, Zettel, Blätter, fuhr damit ins Freie und führte es in lustigem Treiben fort.

Ehe Kerner danach griff, war mit anderen Papieren auch das Blatt mit dem Gedichte fort, zum Fenster hinaus und flog im Windstoß dahin, durch den Garten dahin, noch ein weißes Winken über den Bäumen, und es war verschwunden.

Kerner, aufgesprungen, schaute ihm verdutzt nach, dann sank er zurück auf den Sessel, sprang wieder auf, und, an dem überraschten Besucher vorbei, stürzte er hinaus auf den Flur: „Anna, Theres, Katharina, schnell geht, lauft, sucht, holt’s Liedlein, das ist eben über die Bäume ins Feld.“ Und nach kurzen, erklärenden Worten eilte er selbst hinaus, durch den Garten, durchs Türlein, aufs Feld, das Flüchtige zu fassen. Und die Frauen zerstreuten sich über den Plan.

Aber es war vergebens. Das Blatt war nicht zu finden. Der neckische Windgeselle hatte es, wer weiß wohin, entführt.

Enttäuscht kehrten Kerner und seine Helfer in das Haus zurück.

Verdrißlich machte sich der Doktor an sein Tagesgeschäft, die Fenster geschlossen, aber auch die Gedanken ohne Freude. Nun würde er dem Dichter den Verlust mitteilen müssen. Und wenn dieser keine Abschrift des Liedes hatte, was dann? Dann hatte er ein geistiges Wertstück leichtfertig verscherzt, das unersetzbar war. Warum mußte auch das Fenster offen stehen und der Besucher den Zauber der Stunde stören? Wenn dort draußen auch die Sonne schien und golden das falbe Laub der Bäume im letzten Abendglanze erglühte, in ihm war es trübe und freudlos.

Und unfreundlich blickte er auf, als Kathrin leise und ängstlich in das Zimmer trat und meldete, daß draußen ein Händler wäre, der Maultrommeln zu verkaufen hätte. Der Herr Doktor hätte sich schon lange eine kaufen wollen. Ob der Mann hereinkommen dürfte? Er hätte sehr schöne Ware und gar nicht teuer.

Kerner schaute verdrossen auf. Doch dann besann er sich: „Maultrommeln? Ja, der Mann möge hereinkommen.“

„Grüß Gott der Herr!“ und der Händler nahm seinen Korb vom Rücken und wies seine Ware, spielte auch da und dort ein Stücklein.

Kerner hörte, sah und wählte. Und um den Herrn zu befriedigen, zog der Mann ein

Instrument aus der Tasche, in ein Papier eingewickelt. „Hier hab ich noch ein Stück, ein besonderes. Vielleicht gefallt das dem Herrn.“

Kerner griff danach. Er rollte das Papier auf. Er sah ein Blatt, Geschriebenes darauf. Es durchzuckte ihn. Die Maultrommel fiel zur Erde. Er hielt das Blatt vor die Augen, schaute, las...

„Mann, Mann, wo habt Ihr das her?“

„Nun, gefunden, neben der Straßen, da hat's gelegen, an einem Feldrain, und da hab ich meine Maultrommel eingepackt, meine beste“, entgegnete der Händler verwundert.

„Mann, lieber Mann, das müßt Ihr mir geben. Das hab ich verloren, das gehört mir, das haben wir gesucht“, und er erzählte dem Manne, um was es sich handelte. Das verlorene Blatt war gefunden. Freude war in Kerners Herz, und Freude im ganzen Hause. Auch der Händler ging froh fort, einen so guten Käufer hatte er selten gefunden.

Das liebe Lied aber, so seltsam verloren und wiedergefunden, ist seither hingeweht über das ganze Land, hat Heimat gefunden in allen deutschen Herzen, klingt und singt in allen leise, die der Liebe Glück und Leid gespürt:

„Hör ich das Mühlrad gehen, ich weiß nicht, was ich will – ich möcht am liebsten sterben, da wärs auf einmal still.“

EIN NETTER MANN

Der Hausmeister Gustav Müller von der Tiergartenstraße Nr. 3, schräg über von der Nr. 5, kam gemächlich in die von Kochdunst erfüllte Küche und setzte sich an den Tisch zum Mittagessen.

„Mutter“, sagte er nach einer Weile zu seiner fülligen Alten, die am Herde hantierte, „weste, wer mich angesprochen hat? Du wirst Dich wundern, der Geheimrat von drüben, weste, der mit der grünen Joppe. ‚Meester‘, hat er jesagt, ick sehe, dat sie ene Futterstelle vor die Vögels bauen und ick freue mir och, aber det machen se nick janz richtig‘ und danach verposamentierte er mir det Dings janz ausführlich, und ick muß sajen, als alter Kenner, dat der Mann recht hat. Und ick wer mir jetzt danach richten. Mich wundert nur ens, woher er det hat. In die dicken Aktendeckels, da steht det doch gewiß nich drinn.“

„Nu, da ist doch weiter nischt derbeine“, brummelte die Frau in ihrem berlinerisch-schlesischen Dialekt mürrisch dazwischen, „das da, das kann ener ja mal von einem Förster, wo er dabei stand, gehört haben, und für dumm derfste den nich halten, den nich. Er soll auch“, setzte sie milder hinzu, „wie mir die Mayern erzählt hat, in der Schläsing derheme sein. Die weiß det wieder von dem Milchladen, wo se immer die Milch kaufen und zu Kischke* aufstellen lassen, weste, so zu de dicke Milch, wie ihr sagt, sone ganz dicke, die soll er so gerne mögen. – Ach, det schmeckt auch zu gut, erst mit Zucker bestreut, und denn schneid man det mit dem Löffel so dick heraus. –

Ja, das is so bei uns zu Hause in der Schläsing. – So einer ist er, ein netter Mensch, der Geheimrat, ja, das ist er.“ –

Damit setzte sie die dampfenden Kartoffeln auf den Tisch, und das gewöhnliche Tagelaben nahm seinen Fortgang bei Hausmeister Gustav Müller, Tiergartenstraße Nr. 3, gegenüber von Nr. 5, wo der Herr Geheimrat Joseph von Eichendorff seine schlichte Berliner Wohnung hatte.

STERNENNACHT

Joseph von Eichendorff kam mit Theodor Storm und dem jungen Paul Heyse von einer der Gesellschaften, die sein Nachfolger im Amt, Geheimrat Kugler, in seiner Wohnung gegeben hatte. Sie gingen still und entspannt die Straße hinunter, die sich vor ihnen einsam im Dunkel dahinzog und in der Ferne in Schwärze verging. Über ihr begleitete sie ein schmaler Ausschnitt des sanft vom fahlen Mondlicht durchleuchteten samten schimmernden Nachthimmels, an dem da und dort Sterne wie Diamanten blinkten und aufblitzten.

Sie gingen schweigsam nebeneinander her die Drei, behaglich schlendernd und der Stimmung der Nacht hingegeben. Ihre Augen schweiften immer wieder nach oben, nach dem Blinken und Glänzen und Funkeln in dem schmalen Streifen des von der Straße geschnittenen Nachthimmels, das sie geheimnisvoll verlockend überdachte. In ihn war jetzt ein Stern getreten, der an Größe und Strahlengeleucht alle anderen übertraf. Da sagte Eichendorff, und er sagte es leise, wie einer, der etwas zu sich selber spricht, ohne damit Aufmerksamkeit erregen zu wollen: „Da, die Venus“. Und er setzte fort, wie einer Erinnerung nachsinnend: „Unsere Kinderfrau, die alte Theres, bei uns daheim in Lubowitz, erzählte uns immer wieder, dort oben, da ruhe ein verzaubertes Fräulein. Der glitzernde Stern aber wäre ein Stein ihres Geschmeides, der größte und zaubervollste. Manchmal, in seltenen Stunden, wenn seine Zeit gekommen ist, sprüht er hell strahlend auf, als würde er zerspringen und die Splitter wie goldene Pfeile hinausschleudern. Wen aber dann ein solcher Strahl auf der Erde trifft, der ist der Zauberin verfallen und zieht ruhelos umher in der Welt, bis ihn eine Jungfrau erlöst. Wenn sie ihn mit einem ihrer langen Haare bindet, verliert die Zauberei ihre Kraft, er wird frei von dem Bann und gehört seiner Retterin an für immer.“

Seine Worte verklangen leis wie ein Märchen in der Stille der Straße und den Schritten ihrer Füße.

Da, plötzlich sprühte es aus dem Stern hervor wie ein Feuerwerk blitzender Strahlenbündel, wie ein Wurf von Myriaden von Diamanten, die sich aber ebenso schnell im Himmelsamt verloren.

„Da, welch ein Zauberlicht!“ staunte der junge Dichter.

„Ja“, sagte Storm still versonnen lächelnd, „aber wir sind doch wohl gefeit gegen Pfeile aus Zauberland, gebunden von zarten Händen, und auf gutem Wege in herzwarmem Lichte.“

Ja, so war es, das war ihr Leben und Denken, einer hatte es ausgesprochen für alle. Der junge Dichter griff tiefbewegt nach der Hand Storms. Er drückte sie fest und riß

sich mit der anderen seinen großen Schlapphut vom Kopfe, den er gegen den Himmel schwenkte. Und Storm griff nach der Hand Eichendorffs mit dankendem Drucke. So gingen sie weiter durch die Nacht, beschwingt, beglückt einer durch den anderen, und manches Wort klang noch von Liebe und Treue durch die Stille der Nacht, bis sich die Freunde trennten.

Wenige Tage später fand sich in jener Dichtermappe daheim ein Gedicht, von der zauberhaften Stunde geboren und der eigenen Herzliebsten gewidmet: Luise von Eichendorff, Konstanze Storm und der jungfräulichen Margarete Kugler, der Braut des jungen Paul Heysel. Wer ihre Werke zur Hand nimmt, wird sie heute noch darin finden.

HAUS IN ROSEN

Rosen dufteten um das kleine Haus vor dem Magdeburger Tore in Köthen. Rosen standen hoch in dem kleinen Vorgarten hinter dem sorgfältig beschnittenen Heckenzaun, der ihn von der Straße schied. Rosenranken legten sich um die vier Fenster, mit denen das Haus über die Hecke schaute und wanden sich schmückend um den Eingang mit den zwei Säulen vor der Haustür, die sie freundlich zierten. Und an der Rückseite des Hauses kletterte das blühende, duftende Gerank, das dicht die Wände deckte, bis zu dem niedrigen, roten Dache hinauf, das sich warm und freundlich über die Mauern schmiegte.

Hier, in den hinteren Räumen des Hauses, wo links neben dem Flur die Küche, rechts das Wohnzimmer lag und es zu dem Hofe nur ein Schritt war, schaffte Frau Luise, Joseph von Eichendorffs Frau, seine Loiska, wie gewohnt, wie immer, unermüdlich. Doch die Arbeit ging ihr nicht mehr so leicht von der Hand wie früher. Seit langem schon quälte sie ein unerkanntes Leiden, das der Kunst der Ärzte widerstand. Und nun hatte man sich hier in Köthen niedergelassen, das noch von dem Ruhme des Wunderdoktors erfüllt war, der der Heilkunst neue Wege gewiesen hatte, des Dr. Samuel Hahnemann, der die Homöopathie begründet hatte. Zwar war der Meister fortgezogen auf seltsamen Schicksalswegen, aber seine Kunst hatte einen Nachfolger gefunden in Dr. Kretschmar, der Haus und Praxis des großen Vorgängers übernommen hatte und viele Hoffnungen immer noch nach Köthen zog.

Joseph von Eichendorff und Frau Luise hatten seine Heilmethode kennen gelernt, als sie 1849 von Dresden kommend, mehrere Wochen in seinem Hause Wohnung genommen hatten. Als das Leiden von Frau Luise sich nicht besserte und 1854 sich Gelegenheit bot, das Haus vor dem Tore in Köthen zu erwerben, griffen sie gern zu. So war es möglich, daß Luise in ständige Behandlung des weit geschätzten Arztes kam. Zugleich fand hier in dem schönen Besitz mit dem anschließenden großen Garten und einem Gartenhäuschen der Dichter endlich nach den unruhigen Wanderungen der letzten Jahre eine Ruhestätte, die seiner Neigung entgegenkam.

Während Luise in Haus und Hof sich rührte und mühte, so weit es Neigung und Kräfte zuließen, saß der Dichter in dem Gartenhäuschen, das etwas erhöht am Ende des großen Gartens stand. Es war freundlich in den Rahmen blühender Sträucher gestellt

und von Jelänger-Jelieber dicht umrankt bis zu dem Cupido auf dem spitzen Dache, der aus einem zerbrochenen Bogen seinen Pfeil ins Weite schickte, wie einst auf der Gartenlaube im heimatlichen Park von Lubowitz. Drinnen war es hell genug durch die zwei seitlichen Fenster und die offene Tür und groß genug für einen Tisch und einen Stuhl. Es ließ sich hier gut sitzen und sinnieren im Grünen und in der Stille mit dem Blick über Rabatten und Blumen von Strauchwerk und Bäumen eingefasst, zu dem trauten Häuschen am Ende, über das Dach hinweg zu den Baumkronen des fürstlichen Parkes, die hinüberschauten und in den weiten Himmel, der sich sommerlich leuchtend über die Welt breitete.

Der Dichter saß an dem breiten Holztische. Fleißig lief der Federkiel über den weißen Bogen, der vor ihm lag. Er arbeitete an der selbstgewählten Aufgabe der Übersetzungen der Meisterwerke des spanischen Dichters Calderon, von denen er bereits eine Reihe veröffentlicht hatte. Eine dicke Hummel umsummte in raschem Fluge seinen Kopf, ein gelber Falter gaukelte herein und setzte sich für eine Weile mit zitternden Flügeln auf das Tintenglas, ein Fink sang froh seine kurze Melodie aus einem Busche herüber. Er störte den Dichter nicht, der in seltener Hingabe und Hochstimmung den Versen des großen Spaniers nachsann und sie nachformte. Da, ein Schatten huschte über das Land. Eine weiße Wolke zog über die Sonne einen Schleier. Versonnen schaute der Dichter auf. Sein Blick ging den Gartenweg entlang, an den Rabatten und Blumen vorbei, zum Haus, zum Hof, wo Luise stand und er wurde wach.

Luise stand seitlich vor dem Küchenfenster. Sie hatte ein Gefäß in der Hand, aus dem sie Körner auf die Erde streute. Gackernd und flügelschlagend liefen von allen Seiten die Hühner herbei, zu der Frau, die still inmitten des lebhaften Getriebes stand. Nun beugte sie sich nieder zu einem Tierchen, das schwächlich war und von den anderen vom Futter verdrängt wurde. Sie nahm es mütterlich in ihre Arme, streichelte es und gab ihm einige Körner auf der hohlen Hand.

Der Dichter nahm das Bild der Mütterlichkeit in sich auf. Doch da, wie ein Blitzstrahl hell aus dem Dunkel schnell, leuchtete ein Bild vor ihm auf, eine Erinnerung aus unergründlichen Tiefen längst verklungenem Erlebtem, eine Erinnerung aus fernen Tagen: Ein Sommertag. Sonne über dem ganzen weiten Lande, dem Odertal mit seinen Hügeln. Und er saß unter der großen breitästigen Linde vor dem Herrenhause in Pogrschebin auf der Höhe über Tal, Feld und Wald. Luise, seine Braut, stand im Licht und hatte auf ihrem Arm ein junges Huhn, das vom Hunde gejagt, ein Bein gebrochen hatte, und das sie sorgend ans Herz drückte, die arme, leidende Kreatur an das warme Herz voll Liebe, Güte und Hilfsbereitschaft. O Liebe, o Glück über dem lachenden Lande! Die Liebste, das traute Tal, die grünen Höhen, der heimliche Wald, das weiße Haus drüben, jenseits des Grundes, die ewig unvergeßliche Heimat, alles, wie er es einst in Verse gefaßt hatte: „Da sah ich erschrocken zwischen den Bäumen meine Heimat unten wie in Träumen, das Schloß, den Garten und die stille Luft, die blauen Berge dahinter in Duft, und alle die schöne alte Zeit in der wundersamen Einsamkeit.“ Doch wie gekommen, zerrann das Bild, wie ein Traum, verdrängt durch ein Wehgefühl im Herzen; denn die dort stand, war eine Kranke, Schmerzgeplagte, die treue Ge-

fährtin seines Lebens, der vielen Jahrzehnte des gemeinsamen Weges durch Not und Freude. Heiß überflutete es sein Herz.

Es litt ihn nicht mehr im Gartenhaus. Er stand auf und ging zu ihr hin, die noch mit dem kranken Tierchen im Arme stand und es streichelte. „Was ist mit dem Tierchen?“ fragte er. „Ist krank“, sagte die Frau, „wie ich“, setzte sie zögernd hinzu. „Ich muß jetzt so oft an die Heimat denken“, fuhr sie langsam, wie sinnend fort, „wo die Linde blühen wird und die Rosen duften wie bei uns hier. Ob ich sie noch einmal wiedersehen werde?“

Der Dichter nahm ihre Hand: „Nicht traurig sein. Wir sind ja bald daheim, meine liebe Loiska“, und er streichelte sie sanft mit zärtlicher Gebärde. — —

Sie kamen beide wohl in ihr Heimatland zurück, aber ihr Vaterhaus sahen sie beide nicht mehr. Luise von Eichendorff starb 1855 und Joseph von Eichendorff 1857 in Neisse in Oberschlesien.

Das Haus in Rosen aber steht noch vor dem Magdeburger Tor in Köthen. Noch blühen die Rosen und verschweben ihren Duft in leuchtenden Sommertagen über Haus und Straße und hinüber zu dem fürstlichen Park. Aber hinter dem Hause liegt kein Garten mehr und das stille, heimliche Gartenhäuschen ist verschwunden. Nichts kündigt mehr davon.

Noch duften die Rosen heimlich und zart, wie ein Gedenken an einen Dichter.

* *Auf einem kleinen noch erhaltenen Notizzettel aus der Berliner Zeit erinnert Eichendorff die Seinen an die „Kischke“, die für sie bereitsteht, die er und sie auch in der Fremde nicht missen wollten.*

Anmerkung der Schriftleitung: Die hier gebotenen kleinen Eichendorffgeschichten sind aus einem Buchmanuskript unseres altbewährten und lieben Freundes und Eichendorffkenners Georg Hyckel ausgewählt.

An Eichendorff

Gerhard Kukofka

Laß uns mit Deinen Augen wieder
Die Welt als Gottes Wunder sehn
Und tief ins Traumland Deiner Lieder,
Wenn Leid uns heimsucht, singend gehn!
Auch Du hast manchen Schmerz erfahren,
Doch nimmer beugte Dich das Leid,
Weil gute Geister mit Dir waren, –
Und tapfer sah Dich Deine Zeit.
Kaum einer sang so reine Weisen
Auf seine Heimat je wie Du,
Und dennoch ging Dein Herz auf Reisen
Und lachte auch der Fremde zu.
In Dir liegt soviel Trost verborgen,
Vertrauen und geheime Kraft,
Der Glaube, daß ein ewiger Morgen
Uns winkt nach aller Wanderschaft.
Bleib uns in diesen bittren Tagen
Ein Freund und unser guter Stern!
Wenn wir Dein Lied im Herzen tragen,
Ist uns das Morgenrot nicht fern.

Mitteilungen / Bücherecke

EICHENDORFF-BIBLIOGRAPHIE

Herausgeber Hans M. Meyer

1945–1951/52

Das folgende Verzeichnis bringt – in chronologischer Ordnung – zunächst Neuauflagen Eichendorffscher Werke, sofern sie selbständig erschienen sind, danach – alphabetisch nach Verfassern – Veröffentlichungen über den Dichter. Die Bearbeitungsfrist war kurz bemessen, eine Reihe vor 1945 gebräuchlicher bibliographischer Hilfsmittel fehlen noch. So sind Lücken unvermeidlich, vor allem im Schrifttum über Eichendorff, und hier insbesondere bei der Auslandsliteratur. Der größte Teil der deutschen Zeitungen und auch manche abseitigere Zeitschrift konnten nicht eingesehen werden. Wesentliche Originalarbeiten dürften indes hier nicht entgangen sein. Das Fehlende wird der nächste Jahrgang nachtragen können. Eine Übersicht über Vertonungen Eichendorffscher Werke wurde für das nächste Jahr zurückgestellt; Literaturgeschichten sind bewußt ausgeschieden, Spezialuntersuchungen zur Romantik nur dann aufgenommen, wenn sie eingesehen und als wesentlich auch zur Erkenntnis Eichendorffs festgestellt wurden.

I. Neue Ausgaben

Gesammelte Werke und Teilsammlungen

1. *Sämtliche Werke*. Histor.-krit. Ausg. Hrsg. v. Wilhelm Kosch. Bd 6. – Regensburg: Habel 1950. 8°
6. *Die Dramen. Ezzelin von Romano. Der letzte Held von Marienburg. Die Freier*. Hrsg. v. Ewald Reinhard. 515 S.
2. *Gedichte und Novellen*. Ausgew. u. eingel. v. Hermann Hesse. – Zürich: Scientia 1945. IV, 320 S. 8°
3. *Gedichte, Erzählungen, Biographisches*. Ausgew. u. eingel. v. Max Wehrli. – Zürich: Atlantis-Verl. 1945. IV, 616 S. 8° (Atlantis-Ausgaben)
4. *Eine Auswahl*. Ausgew. u. mit e. Nachw. vers. v. Eugen Roth. 2 Bände. – München: Hanser 1946. 375, 414 S. 8°
5. Dass. 6.–10. Tsd. Bd 1. 2. – München: Hanser 1949. 426, 410 S. 8°
6. *Werke in einem Band*. Ausgew. u. mit e. Nachw. vers. v. Eugen Roth. 11.–15. Tsd. – München: Hanser 1951. 893 S. 8°
7. *Auswahl*. Ausw. u. Vorw. v. Hermann Gaupp. – Stuttgart: Cotta 1945. 87 S. 8°
8. *Mein Herz still in sich singet. Eine Auswahl*. – Stuttgart: Dr. Riederer-Verl. 1946. 194 S. 8° (Perlenkette. 8.)
9. *1878 [vielm.: 1788] – 1857*. Einf. u. Auswahl v. Herbert Gorski. – Nürnberg: Glock & Lutz 1947. 2 Bl. kl. 8° (Görres-Lesebogen. 62.)
10. *Gedichte. „Aus dem Leben eines Taugenichts“*. – Offenburg, Mainz: Lehrmittel-Verl. 1947. XII, 178 S., 1 Titellb. 8° (Klassiker der Weltliteratur.)
11. *Einig junges Herz. Eichendorff-Impressionen*. Bearb. u. hrsg. v. Karl Robert Rosa. – Waibstadt: Kemper 1947. 32 S. kl. 8° (Die kleine Freundesgabe.)

12. *Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmereich. Ein Eichendorff-Brevier.* Hrsg.: Willibald Köhler. – Stuttgart: Riederer-Verl. 1948. 105 S. 8° (Perlenkette. 20.)
13. *Historische und literarische Schriften.* Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. – Vaduz: Liechtenstein-Verl. 1949. 491 S. 8°
14. „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Ausgew. u. eingel. v. Karl Schodrok. Hrsg. v. d. Eichendorffgilde. – München: Verl. d. Kirchl. Hilfsstelle 1950. 48 S. mit 1 Titelbl. 8° (Unverlierbares Erbe. Perlen schlesischer Dichtung. Nr 2.)
15. *Gedanken und Lieder. Eichendorffs religiöses Bekenntnis.* Ausgew. u. eingel. v. Karl Schodrok. – Regensburg: Habbel 1950. 239 S. mit 1 Facs. kl. 8°

Gedichte

16. *Eichendorff* [Gedichte, Ausz.] Hrsg. v. Gerhard Prager. – Lorch/Württ., Stuttgart: Bürger-Verl. 1946. 56 S. 8° (Trost in der Dichtung. 2.)
17. *Die silberne Fäbre. Gedichte der Romantik v. Jos. v. Eichendorff, Ludw. Uhland, Ed. Mörike.* – Neustadt (Haardt): Musen-Verl. 1947. 63 S. 8° (Musen-Reihe. 6.)
18. *Ausgewählte Gedichte.* – Lübeck: Wildner 1947. 53 S. kl. 8° (Ausgewählte Lyrik. 2.)
19. *Gedichte.* Ausw. v. Hermann Gaupp. – Urach: Port 1947. 102 S. 8° (Gedichte. 2.)
20. *Gedichte.* 54.–58. Tsd. – Wiesbaden: Insel-Verl. 1947. 92 S. kl. 8° (Insel-Bücherei. 268.)
21. *Schläft ein Lied in allen Dingen. Gedichte.* – Hameln: Bücherstube Seifert 1948. 48 S. 8°
22. *Überm Strom der Zeit. Gedichte.* Hrsg. vom Hildenbacher Kunstkreis e. V. – Kreuztal: Jung-Stilling-Verl. 1948. 16 S. kl. 8° (Blätter der Stunde.)
23. *Gedichte.* Ausgew. u. hrsg. v. Luitgard Albrecht-Natorp. – Krefeld: Scherpe 1948. 151 S. 8°
24. *Gedichte.* Ausgew. u. hrsg. v. Wolfgang Müller. – Stuttgart: Klett 1949. 63 S. 8° (Anker-Bücherei. 39.)
25. *Ausgewählte Gedichte.* – Kevelaer: Botzon & Bercker 1949. 32 S. kl. 8° (Berckers kleine Volksbibliothek. Gelbe Reihe. 16.)
26. *Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund! Gedichte.* – Hannover: Beck 1950. 48 S. kl. 8°
27. *Gedichte.* Ausgew. v. Werner Juker. – Freiburg i. Br.: Hyperion-Verl. 1951. 158 S. kl. 8°

Erzählungen und Novellen

28. *Erzählungen.* 1788–1857. – Westheim: Rost 1946. 178 S. 8° (Die Perlschale. 2.)
29. *Erzählungen.* Hrsg. v. Wilhelm Pültz mit e. Nachw. v. Hans Brandenburg. Die Ill. zeichnete Herr. Schardt. – Heidelberg-Waibstadt: Kemper 1948. 290 S., mehr. Taf. 8°
30. *Erzählungen.* Mit e. Nachw. v. Luitgard Albrecht-Natorp. – Krefeld: Scherpe 1949. 421 S. 8°
31. *Novellen.* Mit Ill. v. Reinhold Bicker. – Wuppertal: Marées-Verl. 1947. 255 S. 8°
- 31a. – S. a. Nr. 45.
32. *Novellen.* Mit Ill. v. Reinhold Bicker. Neuaufl. – Wuppertal: Marées-Verl. 1949. 255 S. 8°

Einzelne Werke

33. *Abnung und Gegenwart.* Roman. Hrsg. v. Hanspeter Müller. – Basel: Haldimann-Verl. 1946. IV, 424 S. 8° (Bücher der Weltliteratur. Bd. 9.)
34. – Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. – Vaduz: Liechtenstein-Verl. 1947. 402 S. 8°
35. – Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. Lizenzausg. – Wien: Berglandverl. 1948. 402 S. 8°
36. – Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. – Wien: Österr. Buchgemeinschaft 1951. 402 S. 8° (Ausg. f. d. Österr. Buchgemeinschaft. Bd. Nr. 57. – Lizenzausg. d. Liechtenstein-Verl., Vaduz.)
37. *Romantisches Märchen. Aus dem Roman ‚Dichter und ihre Gesellen‘.* Bilder von Elsa Eisgruber. – Leipzig: Wunderlich 1949. 8 Bl. 22 X 28,5 cm.

38. *Das Schloß Dürande. Die Glücksritter.* [Neue Ausgaben] – Paderborn: Schöningh 1946. 95 S. kl. 8° (Schöninghs Textausg. 100.)
- 38a. – S. a. Nr. 43.
39. – Hamburg: Laatzon 1950. 37 S. 8° (Hamburger Lesehefte. 22.)
40. – *Erzählung.* – Berlin: Dt. Jugendbücherei 1950. 32 S. 8° (Dt. Jugendbücherei <Hillgers Dt. Bücherei> Nr. 198.)
41. – *Das Marmorbild.* – Wien: Werner 1951. 96 S. 8° (Panther-Bücher. 1.)
- 41a. – S. a. Nr. 92.
42. *Die Entführung. Novelle.* Mit Original-lithographien von Karl Dick. – Basel: Amerbach-Verl. 1946. IV, 55 S. 8° (1. Amerbach-Druck.)
43. – *Schloß Dürande.* Mit Anm. u. Nachw. v. Christian Jenssen. – Hamburg: Laatzon 1947. 110 S. kl. 8° (Die Garbe. 7.)
44. *Die Freier. Romantisches Lustspiel in 8 Bildern.* Für die Bühne bearb. von Gerhard Rittner. Musik von Rudolf Eisenmann. – München: Höfling 1950. 99 S. 8°
45. *Die Glücksritter und andere Novellen.* Mit Federzeichn. v. Rolf Hoerschelmann. – Starnberg: Bachmair 1947. 157 S. 8° (Das Füllhorn.)
- 45a. s. a. Nr. 38.
46. – *Erzählung.* Mit 31 Zeichn. von Hans Meid. – Berlin: Dt. Buch-Gemeinschaft 1948. 83 S. 8°
47. *Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle.* Mit Anm. v. Joseph Keller. Die Illustr. besorgte Max Ammann. – Luzern: Rex-Verl. 1945. IV, 130 S. 8° (Rex-Kleinbücherei. Nr. 2.)
48. – Dass. 2. Aufl. – Luzern: Rex-Verlag 1950. 130 S. 8° (Rex-Kleinbücherei. 2-2b.)
49. – *Novelle.* – Zürich: E. A. Hofmann 1945. IV, 144 S. 8° (Hofmann-Bibliothek. 62.)
50. – *Erzählung.* – Hamburg: Heldt 1946. 118 S. kl. 8° (Heldts kleine Sammlung. 4.)
51. – *Novelle.* Neue Ausg. – Paderborn: Schöningh 1946. 111 S. kl. 8° (Schöninghs Textausgaben. 82.)
52. – *Novelle.* – Wiesbaden: Dr. Herta Hartmannshenn-Verl. 1946. 119 S. 8°
53. – *Novelle.* Hrsg. v. Dr. Hermann Lechner. – Innsbruck: Tyrolia 1946. 96 S. 8° (Tyrolia-Bibliothek, Gruppe: Klassikerausgaben. 4.)
54. – Hrsg. v. Joseph Risse. – Dortmund: Lensing 1946. 164 S. 8° (Die Ernte.)
55. – *Novelle.* Durchges. u. eingel. v. Hans Volkmann. Mit Federzeichn. v. A. Braune. – Hamburg: Dt. Literatur-Verl. Otto Melchert 1946. 130 S. kl. 8°
56. – Mit Einl. u. Hilfsbuch hrsg. v. G. Ras. 6.–7. Aufl. – Amsterdam: J. M. Meulenhoff 1946/48. VIII, 108, 10 S. (Meulenhoffs Sammlung deutscher Schriftsteller. Nr. 22.)
57. – Dass. 8., neu durchges. Ausg. – Amsterdam: J. M. Meulenhoff 1950. 124 S. 8° (Meulenhoffs Sammlung deutscher Schriftsteller. Nr. 22.)
58. *Novelle.* – Bern: Gute Schriften 1947. IV, 96 S. 8° (Gute Schriften, Bern. Nr. 33.)
59. – Bochum-Wattenscheid: Turm-Verlag 1947. 95 S. kl. 8° (Die kleine Turmbücherei. 3.)
60. – Bonn: Dümmler 1947. 113 S. kl. 8° (Dümmers Lesebogen. Deutsch. 182.)
61. – *Novelle.* – Braunschweig: Limbach 1947. 141 S. kl. 8° (Die Lichtung. 1.)
62. – Ill. v. Fritz Kück. – Bremen: Paul Meyer 1947. 102 S. 8° (Glocken-Bücher.)
63. – Karlsruhe: Stahlberg-Verl. 1947. 163 S. kl. 8°
64. – *Novelle.* Neudruck. – Leipzig: Reclam 1947. 106 S. kl. 8° (Reclams Univ.-Bibl. 2354/54a.)
65. – Wuppertal Martini & Grüttefien 1947. 126 S. 8°
66. – *Novelle.* Nachw. v. Wolfgang Baumgart. 5 Orig.-Zeichn.: Jurij v. Solodkoff. – Erlangen: Dipax-Verl. 1947. 153 S. 8°
67. – Besorgt v. Hermann Gaupp. – Urach: Port 1947. 132 S. 8° (Die Erzählung. 1.)
- 67a. – S. a. Nr. 10.
68. – Buchschmuck v. Mathild Frimberger. – Regensburg: Habbel 1947. 144 S. 8°
69. – Dass. 2. Aufl. d. Neuausg. – Regensburg: Habbel 1950. 144 S. kl. 8°
70. – Berlin: Cornelsen 1948. 128 S. kl. 8° (Schwalbenbuch. 9.)

71. – Hamburg: Laatzten 1948. 68 S. 8° (Hamburger Lesehefte. 5.)
72. – *Novelle*. – Karlsruhe: G. Braun 1948. XVI, 86 S. kl. 8° (Braunsche Schulbücherei. Reihe 5, 1.)
73. – Lindau: Apollo-Verl. 1948. 96 S. kl. 8° (Condor-Bibliothek. 24.)
74. – Paris: Berlin 1948. 110 S. 8° (Coll. Deutsche Kultur u. Literatur; coll. d'auteurs allemands.)
75. – Stuttgart: Reclam-Verl. 1948. 106 S. kl. 8° (Reclams Univ.-Bibliothek. 2354.)
76. – Zeichnungen: Elsb. Schneider-Schwarz. – Stuttgart: Riederer-Verl. 1948. 147 S. 8° (Perlenkette. 13.)
77. – *Eine Novelle*. Die Einf. schrieb Konrad Arneht. – Bamberg: St. Otto-Verl. 1948. 112 S. kl. 8°
78. – Textdurchsicht u. Anm. besorgte Werner Burkhard. 2. Aufl. – Zürich: Schultheß & Co. 1948. 103 S. 8° (Editiones Helveticae. Abt. Deutsche Texte. 17.)
79. – Mit Anm. u. e. Einl. hrsg. v. Rud. Galle. – Wien: Hölder-Pichler-Tempsky; Österr. Bundesverl. 1948. 139 S. kl. 8° (Lesestoffe der Weltliteratur.)
80. – Mit Federzeichn. v. Hans Herm. Hagedorn. – Hamburg: Hauswedell 1948. 117 S. 8°
81. – Hrsg. von Edgar Hederer. – Bergen/Obb.: Müller & Kiepenheuer 1948. 102 S. kl. 8° (Die Weltliteratur. Deutschland. 14/16.)
82. Einl. u. Erl. v. Gg. Nowottnick. Ill. v. Hans Wingenbach. – Hamburg: Phönix-Verl. 1948. 133 S., 1 Titelb. kl. 8° (Kl. dt. Sammlung. Reihe: Erzählungen und Novellen. 14.)
83. – *Novelle*. Hrsg. v. Ruth Zipf. – Wiesbaden: Kesselringsche Verlagsbuchh. 1948. 155 S., 1 Titelb. kl. 8° (Kesselringsche Schulausg. 16.)
84. – Ill. v. Hans Mau. – Berlin: Ohlert 1949. 111 S. kl. 8° (Die Immen-Bücher. 10.)
85. – *Novelle*. Herausgegeben von M. Branner u. V. Staermose. – København: Hirschsprung 1950. 120 S. (Deutsche Texte f. d. dänische Gymnasium. VI.)
86. – Freiburg i. Br.: Hyperion-Verl. 1951. 255 S. kl. 8°
87. *Märchen der Romantiker. Von Jos. v. Eichendorff, Novalis, Tieck*. 16.–25. Tsd. – Köln: Schaffstein 1949. 83 S. kl. 8° (Blaue Bändchen. 163.)
88. *Das Marmorbild*. – Berlin: Hermann Hübenner 1946. 80 S. kl. 8° (Kleine Drei Birken Bücherei. 4.)
89. – Zeichnungen von Max Ammann. – Luzern: Rex-Verl. 1946. 66 S. 8° (Rex-Kleinbücherei. Nr. 5.)
90. – *Erzählung*. Mit e. Nachw. v. Martin Rockenbach. – Kempen: Thomasverlag 1946. 70 S. 8°
91. – Mit 14 Holzschn. v. E. Nerding. Hrsg.: Stern Offizin Nerding. – Waibstadt: Kemper 1948. 109 S. kl. 8° (Stern-Drucke. 6.)
92. – *Das Schloß Dürande. 2 Erzählungen*. – Stuttgart: Reclam 1951. 95 S. 8° (Reclams Univ.-Bibliothek. Nr. 2365.)
- 92a. – s. a. Nr. 41.
93. *Eine Meerfahrt*. Ill. v. Hans Achenbach. – Kreuztal: Jung-Stilling-Verlag 1948. 135 S. 8°
94. – Mit e. Nachw. v. Luitgard Albrecht-Natorp. – Krefeld: Scherpe 1948. 78 S. 8°
95. – *Erzählung*. – Säckingen: Stratz 1948. 67 S. kl. 8° (Säckinger Reihe.)
96. Juan Manuel, Don: *Die Geschichten vom Grafen Lucanor und vom wohlbevanderten Patronio (El conde Lucanor o libro de Patronio, dt.)*. Übers. v. Jos. Freih. v. Eichendorff. Neu hrsg. v. Ludwig Kläiber. Zeichn. v. Peter Betting. – Freiburg: Herder 1950. VI, 237 S. 8°

II. Schrifttum über Eichendorff

97. *Balthasar*, Hans Urs v.: *Über ein Gedicht Eichendorffs. Ewig's Träumen von den Fernen*. – Freundesgabe für Ed. Korrodi. 1945.
98. *Bauer*, Jolantha: *Eichendorff als Historiker*. – o. O. II, 126 Bl. 4° [Maschinenschrift] Wien, Phil. Diss. 1949.
99. *Bollnow*, Otto Friedrich: *Das romantische Weltbild bei J. v. Eichendorff*. – Die Sammlung, Jg. 6, 1951. 456–469; 518–527

100. *Coulmas, Peter: Bürgertum und Unbürgerlichkeit in der Romantik.* – Universitas. Jg. 2, 1947. 529–542
101. *Joseph von Eichendorff. Deutsches Landschaftsempfinden in der Dichtung der Romantik.* – Neue Mitteilungen f. d. Landwirtschaft. Jg. 4, 1949; 28. Beil.
102. *Ester, Karl d': Eichendorff als Politiker.* – Schlesierwarte. 1950, Nr. 7/8. S. 7–10
103. *Fischer, L.: Der Tangenichts mit der Tabakpfeife.* – Süddt. Tabakzeitung. Jg. 59, 1947. Nr. 30.
104. *Eichendorffs Lustspiel Die Freier in der Schweiz.* [Zeitungsberichte.] – *Der Wächter.* Jg. 30/31, 1949. 29–31
105. *Frey, Karl Otto: Das Käthchen in Eichendorffs Tagebuch.* – *In einem kühlen Grunde*, Heidelberg-Rohrbach. F. 6, 1952.
106. -: *Bei einer Linde.* Ebenda. F. 7, 1952
107. -: *Der Rote Ochsen in Rohrbach.* Ebda. F. 8, 1952.
108. *Gedanken und Lieder. Eichendorffs religiöses Bekenntnis.* – Schlesierwarte. 1950, Nr. 7/8. S. 11 f.
109. *Herrmann, Emil Alfred [Hrsg.]: Drei Bildnisse deutscher Dichter. Uhland, Mörike, Eichendorff. Aus ihrem Lied gez.* – Düsseld. u. Köln: Diederichs 1951. 104 S. 8°
110. *Huch, Ricarda: Die Romantik. Ausbreitung, Blütezeit und Verfall.* – Tübingen & Stuttgart: Wunderlich 1951. 674 S. 8°
111. *Ibel, Rudolf: Welschan deutscher Dichter. Novalis, Eichendorff, Mörike, Droste-Hülshoff.* – Hamburg: Wegner 1948. 359 S., mehr. Taf. 8°
112. *Kienzlerle, Renate: Aufbauformen romantischer Lyrik aufgezeigt an Tieck, Brentano und Eichendorff.* – Ulm 1946: Höhn. 146 S. 4° Tübingen, Phil. Diss. v. 10. Mai 1947.
113. *Kluckhohn, Paul [Bearb.]: Charakteristiken. Die Romantiker in Selbstzeugnissen u. Äußerungen ihrer Zeitgenossen.* – Stuttgart: Reclam 1950. 319 S. 8° (Deutsche Literatur, Reihe 17, 1.)
114. -: *Romantische Dichtung.* – *Romantik.* Ein Zyklus Tübinger Vorlesungen. 1948. S. 29–41.
115. -: *Wesenszüge romantischer Dichtung.* – Die Pforte. Jg. 1, 1947/48, 469–482
116. *Köhler, Willibald: Eichendorff in Franken.* – *Frankenspiegel.* Jg. 1, 1950. 62 f.
117. -: *Joseph Frbr. von Eichendorff zum 160. Geburtstag.* – *Stuttgarter Rundschau, Monatschrift.* Jg. 3, 1948, 3. S. 25.
118. *Koblschmidt, Werner: Die symbolische Formhaftigkeit von Eichendorffs Prosastil. Zum Problem der Formel in der Romantik.* – *Orbis litterarum. Revue d'histoire littéraire.* København. T. 8, 1950. p. 322–354
119. *Kosch, Wilhelm: Luise Freim v. Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter.* 2. erw. Aufl. mit 2 Tafelbeil. – Nymwegen: Wächter-Verl. 1948. 20 S. 8° (Der Wächter. Jg. 28/29, 1946/47. H. 4.)
120. *Kunz, Josef: Eichendorff. Höhepunkt u. Krise der Spätromantik.* – Oberursel: Altkönig-Verl. 1951. 253 S. 8° Zugl. Frankfurt, Phil. Hab.-Schr.
121. *Lennert, R.: Betrachtung über die Form eines Gedichtes (Die Heimat).* – *Denkendes Volk,* Berlin. Jg. 1, 1947. 334 f.
122. *Meyer, Hans Moritz: Joseph von Eichendorffs Besuch in Speyer (u. d. T.: Der Tambour ging im Hemd voran)* – *Pfalz und Pfälzer.* Jg. 3, 1952, 6. S. 8 f.
123. *Mobr, Franz Karl: Der Einfluß von Eichendorffs Ahnung und Gegenwart auf Poes 'Die Maske des roten Todes'.* – *Der Wächter.* Jg. 32, 1950/51. 45–52. (engl. in: *Modern language Quarterly,* März 1949.)
124. *Moser, Karl Willi: Louise von Larisch. Ein Frauenschicksal,* zsgest. aus Eichendorffs Briefen und Tagebuchblättern. – *Volkskal.* f. Schlesien 1951. 116 bis 120.
125. *Oberle, Werner: Der adelige Mensch in der Dichtung. Eichendorff, Gottbelf, Stifter, Fontane.* – Basel 1950: Schwabe. 135 S. 8° Basel, Phil.-hist. Diss. (Im Buchh. als: *Basler Studien z. dt. Sprache u. Literatur.* H. 10.)
126. *Schiffler (geb. Dichgans), Charlotte: Eichendorff und das Motiv der „Vorzeit“.* *Beitr. zur Entwicklungsgeschichte Eichendorffs u. zum Begriff d. Mythischen in d. Romantik,* o. O. [1944.] 165 gez. Bl. 4° [Maschinenschr. autogr.] Frankfurt, Phil. Diss. v. 2. Nov. 1949.

127. *Schindler, Karl: Es steht in Gottes Hand. Eichendorffs geistliche Lyrik.* – Volkskalender f. Heimatvertriebene aus Schlesien. 1952. S. 52–57
128. *Schneider, Reinhold: Dämonie und Verklärung.* – Vaduz: Liechtenstein-Verl. 1947. 375 S. 8° (Darin: Eichendorffs Weltgefühl.)
129. -: Eichendorff: *Die Sendung des christlichen Ritters. Eine Ansprache.* Mit e. Anhang: „Ewig ist das Rittertum.“ *Gedichte von Joseph von Eichendorff.* – Aschaffenburg: Pattloch 1949. 42 S. mit 1 eingekl. Bildnis. 8° (Die schlesische Reihe. 5.)
130. -: *Schwermut und Zuversicht. Lenau, Eichendorff.* 2. Aufl. – Heidelberg: Kerle 1948. 81 S. 8°
131. *Schodrok, Christine: Pilger auf goldener Straße.* – *Christ unterwegs.* Jg. 4, 1950, Nr. 11. S. 6–8
132. *Schodrok, Karl: Eichendorff und Bayern.* – *Zwiebelturm.* Jg. 4, 1949. S. 112–116
133. *Sieghardt, A.: Eichendorffs Lied vom Mühlennrad.* – *MühlENZEITUNG.* Jg. 2, 1948. Nr. 10. S. 48.
134. *Smekal, Richard: Wo Eichendorffs 'Taugenichts' beginnt.* – *Arbeiterzeitung,* Wien 1948. Nr. 1.
135. *Staiger, Emil: Dichtung und Musik in der Romantik.* – *Universitas.* Jg. 4, 1949. 1057–1064.
136. -: *Deutsche Romantik in Dichtung und Musik.* In: *Staiger: Musik und Dichtung.* Zürich 1947. S. 61–85
137. *Steinbüchel, Theodor: Romantisches Denken im Katholizismus mit besonderer Berücksichtigung der romantischen Philosophie Franz von Baaders.* – *Romantik. Ein Zyklus Tübinger Vorlesungen.* 1948. S. 89–109
138. *Stolz, Heinz: Eichendorff.* In: *Stolz: Die Stillen im Lande.* Düsseldorf 1950. S. 95–130.
139. *Tremel, Richard: Zu Eichendorffs Novel-
lentechnik.* – Wien 1948. 197 Bl. 4° [Maschinenschrift] Wien, Phil. Diss. v. 19. Nov. 1948.
140. *Ulmer, Bernhard: Eichendorffs „Eine Meerfahrt“.* – Monatshefte. A Journal Devoted to the Study of German Language and Literature. Madison, Wisconsin. Vol. 42, 1950. S. 144–152
141. *Vielhaber, G.: Unsterbliche Novellen.* – *Kölner Universitätszeitung.* Jg. 1947. S. 140.
142. *Villa, Vincenzo: Introduzione allo Eichendorff.* – *Letteratura moderna. Rivista di varia umanità,* Milano. A. 2, 1951. p. 176–187
143. *Wiesmann, L.: Eichendorff und die Vergänglichkeit.* – *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten.* 1946, Nr. 39.
144. *Wolff, Werner: Eichendorffs ‚Freier‘.* – *National-Zeitung,* Basel. 1947, Nr. 225.
145. *Brandenburg, Hans: Das Zaubernetz. Der Liebesroman des jungen Eichendorff.* – Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1949. 205 S. 8°
146. *Hayduk, Alfons: Kasperl und Annerl. Ein romantisches Spiel nach Joseph von Eichendorff.* – Kassel, Basel: Bärenreiter-Verl. 1951. 27 S. 8° (Bärenreiter-Laienspiele. 148.)
147. *Köhler, Willibald: Das Bild.* – *Das goldene Tor.* Jg. 4, 1949. 474–482.

Anmerkung der Schriftleitung: Immer noch ist ein guter Wegweiser zur älteren Eichendorff-Literatur der von Karl von Eichendorff 1924 herausgegebene Schriftennachweis „*Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*“, als Band 22 der Historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs Gesamtwerk erschienen, herausgegeben von Professor Willh. Kosch im Verlag Josef Habel, Regensburg. (160 S., Preis DM 5.40.)

JOSEF VON EICHENDORFF UND MELCHIOR VON DIEPENBROCK

Zum 100jährigen Todestage Diepenbrocks

Am 20. Januar 1953 jährt sich der Todestag des Kardinals und Breslauer Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock zum hundertsten Male. Aus diesem Anlasse bereitet seine Geburtsstadt Bocholt in Westfalen eine Gedenkfeier vor, die die Erinnerung an diesen bedeutendsten Kirchenfürsten des 19. Jahrhunderts neu beleben soll. Außer den üblichen kirchlichen und weltlichen Veranstaltungen soll eine Ausstellung stattfinden, ferner wird eine Festschrift erscheinen.

Dabei erhebt sich denn auch die Frage, ob sich Diepenbrock und Eichendorff nie begegnet sind; von einer persönlichen Begegnung der beiden Männer ist nichts bekannt. Der Westfale Diepenbrock gehörte bis zum Jahre 1845 Bayern an, und als er in diesem Jahre zur Leitung der Breslauer Diözese berufen wurde, war Eichendorff seiner Heimat noch fern, und erst mit Diepenbrocks Nachfolger Heinrich Förster entwickelten sich persönliche Beziehungen.

Blieben sich der Vertreter der kirchlichen Hierarchie und der Romantiker nun auch persönlich fremd, so wußten sie doch umeinander; u. a. trafen sie sich geistig in ihrem Interesse für die spanische Dichtung. Aus der Begeisterung für Calderon erwuchs bei beiden das Bestreben, den großen spanischen Dramatiker auch dem deutschen Volke zugänglich zu machen.

So übersetzte Diepenbrock als erster eines der Sakramentsspiele (autos sacramentales) Calderons, und zwar „*Das Leben ein Traum*“ (la vida es sueño). Dasselbe ist ein Hauptschmuckstück des „Geistlichen Blumenstraußes“, den der Herausgeber seinem geistlichen Vater Johann Michael Säiler widmete. Am Schlusse der Anmerkungen heißt es nun: „Der geistvolle Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff, ein geborener Schlesier, hat seitdem eine treffliche Übersetzung mehrerer ‚Autos von Calderon‘ geliefert, die ich den Freunden dieser Poesie bestens empfehle. Sie erschien im Cotta’schen Verlage in Stuttgart.“

Der Schlesier Lorinser hat dann später bekanntlich alle Autos von Calderon übersetzt. Umgekehrt empfahl der Romantiker den „Geistlichen Blumenstrauß“ in seiner „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ den Verfassern von Gebet- und Gesangbüchern, um sie zu veranlassen, aus ihm „zur Erfrischung des religiösen Sinnes“ neue Blüten und Blumen zu pflücken. So haben die beiden Männer dann doch geistig voneinander gewußt und auch gelegentlich aufeinander Bezug genommen.

Dr. Ewald Reinhard

ROHRBACHER
EICHENDORFF-ERINNERUNGEN

Ein getreuer Eckart der Eichendorffarbeit ist Pfarrer *Karl Otto Frey* in Rohrbach, heute eine Vorstadt von Heidelberg. Ihm ist es zu danken, daß Eichendorffs Rohrbacher Jugenderlebnis lebendig blieb, auch in der Erinnerung der Bevölkerung. Das Heimatblatt des Kultur- und Sportrings Heidelberg-Rohrbach erscheint unter dem Titel „*In einem kühlen Grunde*“.

Rohrbach gehört zu den Orten, die den Anspruch erheben, unsern Dichter zu seinem Lied *vom zerbrochenen Ringlein* inspiriert zu haben. Karl von Eichendorff, der Dichterenkel, hat einmal in der *Aurora* ausführlich und kritisch über den Ursprung von Eichendorffs „*Das zerbrochene Ringlein*“, das ein echtes Volkslied wurde, Stellung genommen. Es bliebe strittig, welche Mühle Eichendorff im Sinn hatte oder ob er überhaupt eine bestimmte Mühle meinte. Wir Oberschlesier glauben, daß es die Wygon-Mühle bei Lubowitz gewesen sei und Hugo Eichhof baute seine Novelle „*Das zerbrochene Ringlein*“ auf dieser ober-schlesischen Überlieferung auf. Doch wir wollen den Rohrbachern den Glauben nicht nehmen, daß das Erlebnis mit der Müllerstochter in Rohrbach den Dichter zur Gestaltung seines Liedes gedrängt hat. Pfarrer Karl Otto Frey hat dies mit liebevoller Gründlichkeit und mit Quellenbeweisen in einem Aufsatz „*Eichendorffs letzte Tage in Heidelberg*“ dargestellt. Leider müssen wir aus Raummangel den Aufsatz für eine spä-

tere Ausgabe der *Aurora* zurückstellen und begnügen uns heute mit einem Hinweis, was Karl Otto Frey im Heimatblatt „*In einem kühlen Grunde*“, Folge 6, Jhrg. 1952 über „*Das Käthchen in Eichendorffs Tagebuch*“ schreibt. Es heißt da u. a.:

„Eichendorffs Tagebucheinträge über sein Verhältnis zum Käthchen sind erschütternd. In knapp abgerissenen Worten hämmert er sein Leid. Seine Worte schreien förmlich auf vor Qual und Weh.

Wir dürfen indes nicht unsere Gefühlsskala an diese Herzensausbrüche legen. Die Romantik war die Inflationszeit der rührseligen Gefühle. Bei allen Gelegenheiten wurde leicht und viel geweint. Ein Abschied vom Freund erzeugt Tränen. Der Anblick einer Gegend oder unverstandene Sehnsuchtsgefühle können ‚Bangigkeit‘ erregen. Der Weltschmerz war bei den Romantikern billiger zu haben als bei uns.

Aber selbst nach Abzug dieser Einschränkungen bleibt Leid mehr als genug bei dieser großen einmaligen Liebe übrig, die an den Verhältnissen der Welt zerschellen mußte. Standesunterschiede, Glaubensunterschiede, die landläufige Meinung, die Mißgunst der Menschen, die Einstellung der Verwandtschaft – alles stellte sich dieser Liebe hindernd und feindselig gegenüber. Aber sie ist unvergessen geblieben auf beiden Seiten. In Eichendorffs Prosa und Gedicht ist dieses Rohrbacher Käthchen immer wiedergekehrt: ‚Geliebteste! Dich meint ich doch immer! Dich mein ich noch heut!‘ (1831.) Und Käthchen... ist ledig und unvermählt aus dieser Welt geschieden.“

EICHENDORFFS BRESLAUER STUDIENZETT

Darüber berichtet Dr. Paul Klemens in der Festschrift „*300 Jahre Matthias Gymnasium zu Breslau*“. Breslau 1938, Frankes Verlag und Druckerei Otto Borgmeyer.

Während die Eichendorff-Forschung in der Hauptsache bisher die heitere Seite der Breslauer Schul- und Konviktszeit des Dichters untersuchte, gibt hier Dr. Klemens wertvolle und zum Teil neue Aufschlüsse und Berich-

tigungen über Eichendorffs Studium selbst, die Datierung seiner Examina und das Verhältnis der Gymnasial- zu den Universitätsstudien.

K. S.

ZUM SCHICKSAL DER SCHLESISCHEN EICHENDORFF-STÄTTEN

Über die *Zerstörungen in Lubowitz* berichtet uns Oberlehrer Thill, einer der bewährten Eichendorffpfleger aus Ratibor, jetzt in Amberg: „*Von Lubowitz*“ schreibt mir eine alte Gastwirts- und Bauernfrau, die noch dort geblieben ist, ihre Tochter aber in Amberg (Flüchtling) verheiratet hat: Das Schloß ist vollständig ausgebrannt. Brennesseln und allerlei Unkraut wächst auf den Trümmern. Ebenso sieht es mit den Scheunen aus. Die Stallungen sind ohne Dach, d. h. die im Gutshofe. Die Stallungen gegenüber dem Gasthaus sind wieder ausgebaut: Unten werden Dachsteine gemacht, oben sind Lager- und Büroräume eines staatl. poln. Konsums. Neben Kolonialwaren und Hausrat gibt es auch Zement, Kohle, Kunstdünger usw. Entlang des Hohlweges am Gartenzaun in der Nähe der Eichendorfflinde hat man eine Sandgrube angelegt. Die Schule war ausgebrannt, wurde aber wieder aufgebaut. Darin ist u. a. eine poln. Bibliothek. Das Küsterhaus (früher Wohnung des Hauptlehrers) steht noch als Ruine. Gradüber, nur durch Fahrweg getrennt, ist der alte Friedhof mit dem stark beschädigten Eichendorff-Denkmal. Neben demselben ist ein Massengrab mit deutschen Soldaten. Das Gasthaus ist stark beschädigt, die Pfarrei ausgebrannt und an einer anderen Stelle neu erbaut. Der halbe Turm der Kirche war weg, steht aber schon wieder. Das Gendarmeriehaus neben dem neuen Friedhof ist vollständig ausgebrannt und die Reste sind auseinandergenommen.“ Über die Verwüstungen der Neisser Eichendorff-Stätten berichtet Karl Schodrok in seinem Büchel „*Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los*“ (Eichendorffs Heimateleben, erschienen in der Schriftenreihe der Eichendorffgilde, 1950, Verlag der Kirchlichen Hilfsstelle in München, Preis DM 1.10) folgendes: „Dem schlesischen Inferno von 1945 fiel auch

das Eichendorff-Sterbehaus mit dem Eichendorff-Museum, das wir mit soviel Liebe geschaffen hatten, zum Opfer. Es war für mich eines der schmerzlichsten Erlebnisse der letzten leidvollen Jahre, als ich im Sommer 1945 mich in meiner Heimatstadt Neisse an den Ort der grausamen Verwüstung wagte: Das Eichendorff-Haus in der Neisser Friedrichstadt war ein einziger großer Bombentrichter, an einzelnen Wänden der Ruinen ganz verloren Reste von Bildern und im Winde zitternde Papierschnitzel, auf dem Hofe im Schutt zerrissene, beschmutzte und vom Regen zervaschene Bücher, Schriftstücke und Noten, klägliche Reste der einst so reichhaltigen und schönen Eidiendorff-Bibliothek und des Archivs, dessen wertvollste Stücke allerdings wegen der Fliegergefahr an anderer Stelle sichergestellt worden waren. Ob wenigstens sie noch erhalten blieben? Das Eichendorff-Denkmal vor dem Hause, der Ort so mancher Eichendorff-Feier, fand ich zerschlagen, des Dichters Büste lag im Kot. Wie vertriebene Bauernfrauen aus dem Neisser Lande in Westfalen erzählen, soll man auch noch des Dichters Grab auf dem nahen Jerusalemer Friedhof aufgerissen haben, weil man Schätze in ihm vermutete.⁴

Wer kann Weiteres über das Schicksal der schlesischen Eichendorff-Stätten und -Erinnerungen mitteilen?
K. S.

VON EICHENDORFFS NACHKOMMEN

Der Band „*Tagebücher*“ der histor.-krit. Ausgabe von Eichendorffs Gesamtwerk bringt als Anhang die Stammtafel der Familie Eichendorff. Die dort gegebenen Angaben über Eichendorffs Nachkommen verlangen eine Ergänzung.

Im folgenden begnügen wir uns, über das Schicksal einiger Nachkommen des Dichters kurz zu berichten.

Der Dichterenkel *Karl von Eichendorff*, ein Sohn Hermanns von Eichendorff und der Mitbegründer der *Aurora* und der Eichendorff-Stiftung, starb am 22.3.1934 in Altenbeuern bei Rosenheim i. Bayern und liegt auf Frauenchiemsee begraben. Seine Gattin, geb. Antonie

v. Negri, wurde nach seinem Tode Benediktinerin und starb als Schwester Hedwigis 1948 im Kloster Frauenchiemsee. Ein anderer Dichterenkel, ein Sohn Rudolfs von Eichendorff, *Hartwig von Eichendorff*, war Generalleutnant und starb am 22.3.1934 auf Hünern, Krs. Ohlau i. Schles., im Kreise der Familie seiner Tochter *Elisabeth*. Elisabeth war vermählt mit Oskar Graf von Strachwitz. Die Ehe war reich gesegnet (12 Kinder). Die Familie Strachwitz wollte zunächst in der alten Heimat aushaken und hat Unmenschliches erdulden müssen. Nachher flüchtete sie nach Westfalen, wo Graf Strachwitz, ein Nachkomme des Dichters Moritz von Strachwitz, einer schweren Krankheit, die Folge der Austreibung, zum Opfer fiel. Elisabeths Schwester *Therese* heiratete den Grafen Johannes von Wallhoffen, der im 2. Weltkrieg fiel. Sie lebt heute gleichfalls, verwitwet (1 Kind), als Heimatvertriebene in Westfalen.

Auch der Bruder dieser beiden Urenkelinnen Eichendorffs, *Rudolf von Eichendorff*, ist Heimatvertriebener, z. Zt. Frankfurt a. M. Er stand als Offizier in Norwegen und war dann lange Zeit vermißt. Rudolf von Eichendorff ist der einzige männliche Nachkomme des Dichters. Die Dichterenkelin *Margarete Sednitzki-Eichendorff* hatte glückliche Jugendtage im alten Österreich verlebt. Sie war Hofdame am Wiener Kaiserhofe. In den Stürmen der Zeit verlor die Familie allen Besitz und Margarete fand für ihr Alter im Eichendorff-Hause (Eichendorff-Museum) in Neisse eine liebevolle Bleibe. In Neisse ist sie auch 1937 gestorben. Ihre Tochter Paula ist verheiratet mit Paul Latzel, der bis 1945 das Gut Schleibitz b. Ottmachau i. Oberschles. verwaltete. Ihre beiden Söhne sind aus dem Kriege nicht heimgekehrt. Latzels wohnen heute als Vertriebene in Freilassing in Oberbayern.

Nicht nur Karl von Eichendorff, sondern auch die anderen Nachkommen des Dichters pflegten immer pietätvoll das Andenken ihres großen Vorfahren und hielten mit uns, die wir uns um Eichendorffs Werk bemühen, gute Verbindung und Freundschaft. So soll es auch in Zukunft bleiben.

Karl Schodrok

EICHENDORFF
IM PREISAUSSCHREIBEN

In dem Preisausschreiben des Buchhändler-Börsenvereins, das am 15.11.1952 abließ, waren zu vier Versproben die Verfasser zu nennen. Punkt drei brachte die erste Strophe des Eichendorffliedes „*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“. Die anderen Texte begannen: „Ach, neige, du Schmerzenseiche“, „Festgemauert in der Erden“ und „Gelassen stieg die Nacht ans Land“.

DIE „HOHNSTEINER“ SPIELEN
EICHENDORFF

Das politisch-satirische Puppenspiel „*Das Incognito*“, mit dem Eichendorff sich seinen Groll über die politischen Unzulänglichkeiten seiner Zeit vom Herzen geschrieben hat, soll auf der weit bekannten Hohnsteiner Puppenbühne zu Leben erweckt werden. Es ist unbekannt, ob das Spiel jemals gespielt worden ist. Anzunehmen ist es nicht. So wäre also die Aufführung durch die „Hohnsteiner“ eine Uraufführung.

Eichendorff hat drei verschiedene Fassungen des Puppenspiels hinterlassen. Schon vor Jahren hatte Max Jacob, der Gründer der „Hohnsteiner“, im Auftrage der Eichendorff-Gesellschaft das Spiel bearbeitet. Diese Bearbeitung legt nun Friedrich Arndt, der Leiter einer der Hohnsteiner Bühnen, seiner Einstudierung zugrunde. Die Texte sind von ihm erneut verglichen und durchgesehen worden. Textstellen und Szenen, die unserer Zeit unverständlich bleiben, weil uns die Zeiterscheinungen, insbesondere die literarischen aus Eichendorffs Tagen, im allgemeinen nicht gegenwärtig sind, werden fortgelassen. Die Aufführung soll ja einen lebendigen Eichendorff bringen, der ohne Kommentar von jedem verstanden werden kann. Das wird um so eher gelingen, als die politischen Fehler, die Eichendorff angreift, auch noch die Fehler unserer Tage sind.

Kasper wird in dem Puppenspiel außer den Versen, die Eichendorff ihn sprechen läßt, zwischen den einzelnen Akten noch Prosa zu sprechen haben, in der er sich mit dem Publikum

über den Fortgang des Spieles auseinandersetzt. Kasper erfüllt damit die Rolle des Narren im Shakespearischen Sinne.

Der Bearbeiter glaubt im Sinne Eichendorffs zu handeln, wenn er dem Kasper diese Möglichkeit neben dem eigentlichen Eichendorff-Text gibt; denn Eichendorff hat Shakespeare auf einem Manuskriptbogen zum „*Incognito*“ als Vorbild genannt, wenn er schreibt: „Ein Lustspiel machen ... keck und zierlich wie im Shakespeare.“

Keck und zierlich soll auch die Bühneneinrichtung der „Hohnsteiner“ für dies Puppenspiel werden. Mit Sorgfalt werden die Worte Eichendorffs einstudiert, neue Puppen geschaffen, das Bühnenbild wird von dem der allgemeinen Spiele der „Hohnsteiner“ abweichen, und Musik und Bewegung werden pantomimisch-tänzerisch den Grundton für das ganze kleine Werk bilden. Es ist bemerkenswert, daß schon jetzt auf Grund einer einfachen Vorankündigung zahlreiche Schulen und Kulturvereinigungen Gastspiele für „*Das Incognito*“ abschließen wollen, ein Zeichen dafür, daß Eichendorff „lebt“!

Fr. Ar.

„KAUM GLAUBLICH:
EICHENDORFF“

Unter dieser Schlagzeile besprach die Presse des Ruhrgebiets die Neuaufführung des Eichendorffschen Lustspiels „*Die Freier*“ in der szenischen Neufassung und Bühnenbearbeitung von Alfons Hayduk (Arcadia-Verlag, Bad Kissingen), die seit ihrer Uraufführung im Oberschlesischen Landestheater Beuthen OS. 1936 schon öfters gespielt worden ist. Diesmal hatte sich das Vestische Kammertheater in Herten/Westf. des Eichendorff-Lustspiels erfolgreich angenommen. Die Presse in Recklinghausen und Herten, den beiden Hauptorten wiederholter Aufführungen, berichtete ausführlich von „Witz und guter Laune“, „Heidenspaß“, „bezauberndem Ulk“, „toller Verwechslungskomödie“, „wahrer Lachkur“ und „Heiterkeitstürmen“. – Der Umstand, daß man die Autorschaft Eichendorffs für einen solchen „Volltreffer“ als „kaum glaublich“ und als „Neuentdeckung“ pries, beweist, was die

Eichendorff-Stiftung für den „unbekannten“ Dichter auch hinsichtlich seiner Bühnengeltung noch zu leisten hat.

EICHENDORFF IN DER SCHULE

Auch in der Sowjetzone gibt es noch Eichendorffpflege. In einem Leserbrief einer pädagogischen Zeitschrift heißt es

„Als Sie vor Wochen ganz zufällig einer Stunde beiwohnten, in der ich ersuchte, einer achten Klasse Eichendorffs ‚Taugenichts‘ nabezubringen, werden Sie sich gefragt haben: Warum gerade dieses Werk? Aber ich glaube, daß Sie sofort selbst die Antwort gefunden haben. Die jungen Menschen sollen wissen, daß es nicht nur Lautes auf der Welt gibt, sondern auch Leises, und daß gerade aus dem Zarten und Heiteren die größte Kraft erwachsen kann.“

G. H.

„UNSTERN“

heißt das Novellenfragment Eichendorffs, dessen Anfang wir in des Dichters Handschrift der diesjährigen *Aurora* voranstellen. Das bedeutsame Fragment wurde erstmalig in einem der ersten Bände der *Aurora* durch Dr. Pöhlein veröffentlicht und gewertet. In einem der nächsten Hefte der Zeitschrift „Hochland“ schenkt Professor Dr. Stöcklein aus Bamberg dem Fragment eine Würdigung in neuer Sicht.

EICHENDORFF-ABENDE

Eichendorff ist ohne Zweifel mit der stärksten, wesentlichsten und weithin berühmtesten dichterischen Aktivposten der schlesischen Geisteswelt. Paul Fechter bezeichnet ihn in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (1952) als den Mann, „der vielleicht die reinste und tiefste Verkörperung dichterischen Seins überhaupt ist und für die Gestaltung dieses Seins in seinem Verhältnis zur Welt eine so ungetrübte Einheit von Sein und Wort erreicht hat, daß man immer wieder in Versuchung gerät, ihn die einzige ganz wesentliche Inkarnation dichterischer Substanz nicht nur dieser Zeit zu nennen“.

Was Wunder, daß darum nicht nur die Schlesier immer wieder Trost und Aufrichtung, Freude und Beglückung bei ihrem Eichendorff suchen, der wie keiner ihr Heimweh in unsterblichen Liedern vorweggenommen hat, deren köstlichsten zu Volksliedern geworden sind, die jeder Deutsche kennt.

So kehren auch Eichendorff-Abende immer wieder, sie dürfen auch turnusmäßig – zu Eichendorffs Geburtstag am 10. März, zu seinem Todestag am 26. November, als Frühlingsfeier, als Sommerfest im Freien, als Sommersehnsucht mitten im Winter – wiederholt werden, denn ihr Thema und Anliegen ist schier unerschöpflich. Freilich ist auch schon seitens der Schlesier selbst die Gefahr erkannt worden, daß die immerwährende Verwendung sehr leicht zu einer allzu billigen Heimattümelei und Vernutzung führen kann.

Mit besonderer Sorgfalt muß darum ein Eichendorff-Abend vorbereitet und durchgeführt werden. Der Dichter und sein Wort haben im Mittelpunkt zu stehen, und nicht etwa ein langatmiger literatur-historischer „Festvortrag“, der durch eine kurze Einstimmung mit den wichtigsten Lebensdaten sehr gut ersetzt werden kann.

Eichendorffs Dichtung ist wie kaum eine sonst Musik. Sie wird auch klingen und singen, wenn etwa die Umstände weder Chor, Instrument noch Solistenstimme zur Verfügung halten und nur das gesprochene Wort zu wirken hat. Meist aber ist es so, daß der musikalische Part so sehr überwiegt, daß ein Weniger mehr gewesen wäre. Der reiche Fundus von Eichendorff-Kompositionen verleitet leicht dazu. Robert Schumann, Hugo Wolf, Robert Franz, jeder dieser Tondichter verbürgt für sich allein ein gehaltvolles Eichendorff-Programm. Dazu kommen nun noch die ungezählten Vertonungen für Soli und Chöre. Zugegeben, es ist da schwer Maß zu halten und die rechte Auswahl zu treffen. Aber trotz aller Fülle sollte der Abend kaum 90 Minuten übersteigen. Jede „Verdünnung“ beeinträchtigt die Tiefenwirkung.

Zur Auswahl der Vortragstexte: hier ist der Entdeckerfreude ein weites Feld noch immer offen. Der unbekanntere Eichendorff birgt Überraschungen, die oft von erstaunlicher Zeitnähe

sind und gerade die Heimatvertriebenen in ihrem schweren Schicksal ansprechen, aber auch die Einheimischen in ihrem Zuhause aufsuchen: die Bayern z. B. mit der Schilderung der Donaufahrt, die Südwestdeutschen mit dem schönen Aufsatz über Heidelberg. Fundgruben sind hier neben den erzählenden auch die übrigen Schriften (z. B. über die Marienburg) und vor allem die Tagebücher. Jede größere Bibliothek führt Eichendorffs Werke in mehrbändigen Ausgaben – hier gilt mehr denn sonst das Lessingwort: „Wir wollen weniger erhaben und fleißiger gelesen sein!“ Neben der landläufigen Auswahl bietet sich manche reizvolle Möglichkeit an, es auch einmal anders zu machen, typische Eichendorffgestalten wie Taugenichts, Jäger, Einsiedler usw. auftreten zu lassen, kleine Szenen aus dem Stegreif, dem Manuskript oder auf der Schattenbühne zu gestalten, den Prager Musikanten (aus dem „Taugenichts“) den Musikpart zu übertragen, den Schluß aus dem ‚Taugenichts‘ als Gartenfest aufzuziehen, Szenen aus dem Lustspiel „Die Freier“ zu spielen u. a. m. Die ungekürzte unbekanntere Novelle „Eine Meerfahrt“ wird besonders Jungenherzen begeistern und für eine Jugendmärchenstunde bieten „Die Wassermannsbraut“ und „Kasperl und Annerl“ (enthalten im 24. Kapitel von „Dichter und ihre Gesellen“) die Kernstücke. Ein „Taugenichts“-Abend“ dürfte dem heiteren Eichendorff frommen. Dazu kommen die Laienspiel-Aufführungsmöglichkeiten von „Kasperl und Annerl“ (Bärenreiter-Verlag, Kassel) bis zu dem szenisch vereinfachten Lustspiel „Die Freier“ (Arcadia-Verlag, Bad Kissingen). Also nur fort von den ausgefahrenen Geleisen rührselig-sentimentalischer Abende und: Keine Angst vor Eichendorff!

Alfons Hayduk

Anmerkung der Schriftleitung: Der obige Beitrag ist ein Vorabdruck aus dem soeben im Dr. Heinrich Buchner-Verlag München erscheinenden Werkbuch „Wir feiern Schlesien“ von Alfons Hayduk (ca. 100 S., DM 2.80), das in reicher Fülle Gestaltungsmaterial für Heimatabende enthält und damit gleichzeitig ein ausgezeichnetes Vortrags- und Lesebuch darstellt. Seine Anschaffung wird empfohlen.

EICHENDORFF UND DER „SOZIALISTISCHE REALISMUS“

Die offiziellen ostzonalen Literaturtendenzen bewegen sich bekanntlich auf einen „sozialistischen Realismus“ zu. Einer seiner Wortführer ist der Budapester Georg Lukacs, der in diesem Sinne eine Reihe von Essays veröffentlicht hat, deren Blickfeld von Goethe bis Thomas Mann reicht.

In seinem letzten Essayband „*Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts*“ (Aufbau-Verlag, Berlin 1952, 308 Seiten) beschäftigt sich Lukacs mit Kleist, Büchner, Heine, Keller, Raabe, Fontane und widmet auch dem Leben und Werk Eichendorffs eine Untersuchung von 17 Druckseiten mit dem Entstehungsvermerk 1940 und der einleitenden Anerkennung: „Seine Gedichte, sein Taugenichts sind so populär wie wenig in der Literatur des 19. Jahrhunderts.“

Es versteht sich am Rande, daß Lukacs nun unserem Dichter den Wertmaßstab des „sozialistischen Realismus“ anlegt und zu entsprechenden Schlüssen und Urteilen kommt und diese aus Persönlichkeit und gesellschaftlicher Lage heraus zu erklären unternimmt. Es dürfte Sache der zünftigen Literarhistoriker und -kritiker sein, sich hier mit dem Polemiker auseinanderzusetzen – augenfällig und überraschend bleibt, wie auch Lukacs aus seinem Blickwinkel heraus zu einer Gesamtwertung gelangt, die in summa als positiv angesprochen werden muß, auch da, wo er Einschränkungen macht.

„Freilich ist Eichendorff ein gläubiger Katholik samt allen damit verbundenen reaktionären Zügen“, so heißt es auf Seite 50, um ihm zu konzidieren: „Eine geradlinige, unproblematische Anständigkeit, eine feste, oft bornierte Überzeugung.“ Lukacs bezeichnet sie als „ganz und gar unromantisch“.

In „*Abnung und Gegenwart*“ sieht er einen „Kampf gegen das Philistertum“, aber die Handlung drücke einen „verzweifelten Nihilismus zwar ungewollt, aber desto stärker aus“. Dies sei zeitbedingt, lesen wir, und Eichendorff sei „nur dann ein wirklicher Dichter, wenn er diese Unzufriedenheit mit dem Leben der Gegenwart, dieses Unbehagen ganz

allgemein, nur als Gefühl ohne konkreten Gegenstand“ ausdrücke. „Dieses instinktive echte Gefühl macht Eichendorffs Lyrik hinreißend populär.“

Sehr eingehend beschäftigt sich Lukacs mit dem „*Taugenichts*“ als gesellschaftlichem Phänomen, das sich „ganz modern-romantisch“ mit dem Problem der „Opposition der deutschen Romantik“ gegen die „kapitalistische Arbeit“ auseinandersetzt, wobei der Eichendorffsche Held, „ein märchenhafter Bauernjunge“, eine „tiefere und richtigere Art der romantischen Opposition“ verkörpere und die märchenhafte Form bei Eichendorff deshalb „von tiefer dichterischer Wahrheit“ sei, eine Revolte gegen „die ‚Tüchtigkeit‘ und gegen den ‚Fleiß‘ des alten und des neuen Philisters“.

Das Unverdorben- und Unverstümmeltbleiben des Helden sei „der echt realistische und echt rebellische Inhalt dieser Idylle“, der Lukacs „Unvergleichlichkeit und Unvergänglichkeit“ zuerkennt: „ein genialer Griff des Dichters, der so tiefe Gefühlsmomente des deutschen Volkes erfaßt, daß seine Beliebtheit bis heute unerschüttert blieb. Im 19. Jahrhundert gibt es wenige deutsche Charakterentwicklungen, in denen der *Taugenichts* nicht eine bestimmte Rolle gespielt hätte. Er ist und bleibt eines der meistgelesenen, der am meisten geliebten deutschen Bücher.“

Alfons Hayduke

WILLIBALD KÖHLER, *Joseph von Eichendorff. Die schlesischen Lebensstationen des Dichters: Lubowitz-Breslau-Neisse*. Dr. Riederer-Verlag, Stuttgart. 58 Seiten. Ganzleinen geb., DM 2.90.

Wer verspricht, ein vollgültiges Lebens- und Schaffensbild eines Dichters zu zeichnen? Der Forscher, der über das Rüstzeug der Wissenschaft, über ein gründliches Quellenstudium und tiefeschürfende Sachkenntnis verfügt? Oder ein anderer Dichter, der nur aus dem Musischen heraus gestaltet? Ich glaube, die besten Leistungen sind zu erwarten, wenn Forscher und Dichter in einer Person am Werke sind und sich die Waage halten. Diese günstige Konstellation [sic!] trifft auf das sehr ansprechende Eichendorffbüchlein zu, das Willi-

bald Köhler eben im Verlag Dr. Riediger in Stuttgart erscheinen ließ. Wir schätzen Willibald Köhlers Leistungen als Lyriker und Epiker, besonders auch seine feingeschliffenen und abgewogenen literarischen Kritiken. Auf der andern Seite gehört Willibald Köhler zu den schlesischen Schriftstellern, die schon immer in Eichendorff so etwas wie ihren geistigen Vorfahren sahen, was Willibald Köhler zwangsläufig zum Quellenstudium führte, das er dann im Laufe der Jahre in fleißiger Arbeit und Besinnung immer mehr vertiefen konnte, nicht zuletzt als Leiter des Eichendorff-Museums in Neisse, das er nach der Vertreibung jetzt in Wangen allen Widerständen zum Trotz wieder aufbaut.

So ist es nicht verwunderlich, wenn Willibald Köhler, dazu heute noch geführt von der Reife und Weisheit des Alters, dieses zwar kleine, aber sehr eindrucksvolle Kabinettstück zur Eichendorffliteratur schenkt. Willibald Köhler hält sich an die Quellen und die geschichtlichen Tatsachen. Aber wie er sie auf engem Raum zu einem lebendigen Ganzen zusammenfügt, das kann nur ein musischer Mensch. Den Dich ter verrät auch, wie Willibald Köhler die Zeitströmungen Eichendorffs, die Natur, die Landschaft und ihr Volkstum in seine Darstellung einbezieht. Auch dort, wo der Autor seiner eigenen Phantasie maßvoll ihr Recht gibt, bleibt doch alles echt und wahr. Man lese nach, wie er z. B. auf Seite 40 einen Tag im Leben des Beamten und Dichters Eichendorff schildert oder wie er auf Seite 44 der ehrwürdigen deutschen Kulturstadt Neisse ein Denkmal setzt. Das ist Bekräftigung und Unterstreichung, das gibt dem Ganzen Farbe und Leben, Musik und Seele. K. S.

EICHENDORFF. *Bilder aus seinem Leben*. Verlag E. Schreiber, Graphische Kunstanstalten in Stuttgart. 64 Seiten.

Dieses gut ausgestattete Büchel auf gutem Kunstdruckpapier wurde mit Zustimmung des Kultusministeriums Stuttgart durch die Stuttgarter Landesanstalt für Erziehung und Unterricht herausgegeben, in einer Schriftenreihe, die in erster Reihe für die Bedürfnisse der Höheren Schulen gedacht ist und in der be-

reits Goethe, Schiller und Hölderlin berücksichtigt wurden. In Vorbereitung sind Bändchen über die Droste-Hülshoff, Mörike, Uhland, Hebel, Gottfried Keller und Lessing. Die dankenswerte Planung wird aber nicht nur unsere reifere Jugend erfreuen, sondern auch Erwachsene; sie ist eine willkommene Gabe für die Bildungsschicht schlechthin, für alle besinnlichen Menschen, die noch für geistige Dinge aufnahmefähig sind.

Diese Wertschätzung gilt auch für das eben erschienene Eichendorffbändchen. Das Lebensbild Eichendorffs schrieb Hermann Gaupp, dem wir schon mehrere wertvolle Veröffentlichungen über Eichendorffs Leben und Werk verdanken. Den Aufbau der Bilderfolge und die aufschlußreichen Erläuterungen am Schluß schenkte Philipp Harden-Rauch, unter der besonderen Mitwirkung des Eichendorff-Museums in Wangen i. Allgäu (Willibald Köhler) und der Univ.-Bibliothek in Heidelberg.

Die Bilder nehmen den breitesten Raum ein. Es war ein glücklicher Gedanke, grade durch diese umfangreiche und sorgfältig ausgewählte Bilderreihe ein eindrucksvolles und lebendiges Bild vom Leben des Dichters zu geben. Unter den Bildern werden unsere Freunde manchen alten Bekannten wiederfinden, auch eine ganze Reihe von Bildern, die wir im Laufe der Jahre erstmalig in unserm Almanach *Aurora* zeigen konnten.

Wir empfehlen das Werk, das sich auch als geschmackvolles Geschenk besonders eignet. Der Verlag druckte es in einer Auflage von nicht weniger als 20 000 Stück. Der Preis ist erstaunlich gering. Bei Gruppenbezug wird das Stück mit 1 DM abgegeben, der Buchhandlungspreis soll auch nur etwa 1/3 mehr betragen. K. S.

WILHELM KOSCH, *Adalbert Stifter als Mensch, Künstler, Dichter und Erzieher*. Verlag Josef Habel, Regensburg. 164 Seiten. In festem Leinen gebunden DM 9.50.

Wilhelm Kosch, der Altmeister der heutigen Eichendorff-Forschung und der gute Kenner der Romantik, schenkt hier ein plastisches und volkstümliches, gleichzeitig wissenschaftlich auf

Beste fundiertes Bild vom Leben und Werk Adalbert Stifters.

Es dürfte kaum eine zweite Veröffentlichung auf dem heutigen Büchermarkte geben, die so klar, knapp und unaufdringlich, doch auch wieder so warmherzig und bezwingend zu Stifter und seiner Welt führt und darüber hinaus immer noch für den, der in ernsterem Studium tiefer schürfen will, in den Anmerkungen, der Literaturübersicht und dem Register sichere Wegweiser aufstellt. Eichendorff und Stifter verbindet vieles. Beide standen beruflich in der Schulverwaltung. Sie schätzten sich und standen miteinander im Briefwechsel. Eichendorffs Schwester Luise verband mit Adalbert Stifter eine innige Freundschaft, an der auch Stifters Frau Anteil hatte. In den weltanschaulichen und politischen Kämpfen ihrer Zeit ging Stifter mit seinem Glaubens- und Zeitgenossen Eichendorff einig. „Des berühmten Dichters Eichendorff“ gedenkt Stifter öfters in seinen Briefen und er bleibt ihm unvergessen als Schöpfer „herrlicher Lieder und so manches anderen und als Vorkämpfer für das Reine und Schöne“.

Daß Wilhelm Kosch die Zusammenhänge zwischen Stifter und Eichendorff in Erinnerung bringt, dafür sind wir ihm besonders dankbar. Wir wünschen diesem Stifterbuch, das der Verlag Habel gediegen ausstattete, eine weite Verbreitung. K. S.

WILHELM KOSCH, *Deutsches Theaterlexikon*

Seit einem Jahre etwa erscheint in Fortsetzungen im Verlag Kleinmayr, Klagenfurt-Wien, obiges Werk, welches viele Freunde gewinnen wird. Hier findet der Suchende alles, was irgendwie mit der Schaubühne zusammenhängt. Die alphabetisch gereihten Artikel enthalten jeweils alles „Wesentliche“ und deuten die Problematik offener Fragen lichtvoll an. Alle wichtigen Bühnenwerke bis ins Zeitalter des Schuldramas, des Barocks, des Meistersanges und weiter hinab, das Schaffen der Meister von Wort, Ton und Spiel auf der Bühne, das Mundart- und Bauerntheater sind treffend und scharf charakterisiert. Als Baum der Theaterblüte erscheint alles Gebiet, wo je deutsche Kunst sich rührte. Wir verfolgen das

Wanderleben unserer Dichter, Komponisten, Sänger, Spielleiter und Kritiker, deren Wiege und Schule oft in der entlegensten deutschen Diaspora stand, in die Hauptstädte des deutschen Volksraums und darüber hinaus über Paris und London bis nach Übersee. Fast jedem Artikel sind erschöpfende „Literaturnachweise“ beigelegt. Den Theaterkultstätten der derzeitigen vier Zonen gebieten aus Vergangenheit und Gegenwart sind breite Ausführungen gewidmet, aber auch vor allem den Bühnen der im Augenblick als verloren anzusprechenden Gebieten (Breslau, Oppeln, Liegnitz, Neisse, Beuthen, Danzig, Königsberg, Prag, Brünn, Preßburg usw.), ebenso den Künstlern, die, aus Provinz- und Grenzlandräumen gekommen, an Weltbrennpunkten der Kunst nur zu oft höchste Ränge einnahmen. Schlesien ist wie die anderen Grenzgebiete des deutschen Raumes besonders liebevoll in diesem Werke behandelt worden. Heimattreue Forscher werden aus diesem Werke in Fülle Material zusammentragen können, soweit das Theater ihrer schlesischen Heimat in Betracht kommt. Gerade Kosch bietet die Gewähr dafür, daß dieses auf drei große Bände berechnete Werk gerade für uns Heimatvertriebene ein „Treffer“ ist. Hat doch dieser Eichendorff-Forscher während seiner literarischen Laufbahn gerade die deutschen Grenzgaue gründlich kennengelernt von Brünn-Ratibor-Prag über Czernowitz, Leoben, Fribourg bis Nymwegen und Wien. Wir wünschen diesem neuen Standardwerk den gleichen Erfolg, wie ihn sein gefeiertes „*Deutsches Literaturlexikon*“, Bern, Francke, 1950, davongetragen hat. Dr. O. De.

EICHENDORFF-STIFTUNG E.V. WIEDER GEGRÜNDET

Am 15.11.1952 wurde in Regensburg die Eichendorff-Stiftung als e. V. neu gegründet. In Anerkennung der Verdienste des Eichendorff-Bundes und seines Gründers und 1. Vorsitzenden wurde der Name „*Eichendorff-Bund*“ als Untertitel in den Vereinsnamen aufgenommen und Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Kosch, Wien, als Ehrenmitglied in die Stiftung gebeten.

In einem Brief an Wilh. Mitko begrüßte Dr. Rudolf Jokiel als Obmann der *Eichendorff-Gilden* die Neubegründung der Eichendorff-Stiftung, die für die Gilden keinerlei Konkurrenz, sondern nur Förderung bedeuten könne. Die Eichendorff-Stiftung ist eine rein literarische allgemein deutsche Angelegenheit. Die Eichendorff-Gilden dienen der Erneuerung des schlesischen Volkstums und der Jugendbildung auf religiöser Grundlage.

In den Vorstand wurden gewählt: 1. Vorsitzender Karl Schodrok, 2. Vorsitzender Alfons Hayduk, 1. Schriftführer Hugo Eichhof, 2. Schriftführer Josef Thamm, Schatzmeister Claus Schrögl und Willibald Köhler als Leiter des Eichendorff-Museums in Wangen.

In den Beirat wurden gebeten: Univ.-Prof. Dr. d'Ester/München, Paul Fechter/Berlin, Georg Hyckel, Dr. Josef Habel/Regensburg, Dr. Rudolf Jokiel/München, Schriftsteller Gerhard Kukofka/Regensburg, Dr. Ernst Lasowski/Freiburg i. Br., Univ.-Prof. Josef Nadler/Wien, Rudolf Pechel/Berlin, Professor Dr. Franz Ranegger/Wien-Mödling, Oberstudienrat a. D. Dr. Ewald Reinhard/Münster, Musikdirektor Gerhard Strecke/Trossingen. Neben Professor Dr. Wilhelm Kosch wurden noch, um die Verbundenheit mit den Nachkommen des Dichters auch nach außen hin zu zeigen, als *Ehrenmitglieder* gewählt: Rudolf von Eichendorff, Frankfurt a. M., Elisabeth Gräfin Strachwitz, Maria Theresia Gräfin Wallhofen, beide Heimatvertriebene in Westfalen und Paula Latzel, Heimatvertriebene in Freilassing in Oberbayern.

In den *Satzungen* der Stiftung heißt es:

„DIE EICHENDORFF-STIFTUNG E. V. (Eichendorffbund) mit dem Sitz in Neumarkt/Oberpfalz widmet sich der Erforschung von Leben und Werk des Dichters Joseph von Eichendorff und der deutschen Romantik überhaupt. Sie ist ein Zusammenschluß der Freunde der Eichendorffschen Dichtung, unterstützt die Erhaltung und Sammlung der Eichendorff-Erinnerungen und wirbt im besonderen für die Geltung Eichendorffs und seines Werkes.* – „Der *Mitgliedsbeitrag* beträgt jährlich mindestens 4 DM, für Körperschaften mindestens 10 DM. Dafür erhalten die Mitglieder unberechnet das Eichendorff-Jahrbuch (Almanach

Aurora) und nach Bedarf Rundschreiben und Mitteilungen des Vereins.“

Alle Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt. Um Unkosten zu sparen, wurden zu der Gründungsversammlung nur die Eichendorff-Freunde aus Regensburg und Umgebung zugezogen. Auch der Vorstand wurde so gewählt, daß seine Mitglieder nicht zu weit voneinander wohnen und sich ohne größere Mühe treffen können.

Unsere Eichendorff-Gemeinschaft steht nunmehr auch wieder in formaler Hinsicht. Unsere Freunde werden gebeten, sich *baldest als Mitglied anzumelden* und auch bei der *Mitgliederwerbung* nach Kräften zu helfen. Mit der *Zahl der Mitglieder* wachsen *Wirkung und Leistung*. *Geldeinzahlungen* werden erbeten auf das Konto: Eichendorff-Stiftung Konto-Nummer 21 49 bei der Kreis- und Stadtsparkasse Neumarkt/Oberpfalz. *Karl Schodrok*

PROF. DR. ADALBERT HAEMEL †

Prof. Dr. Adalbert Haemel, der Rektor der Universität Erlangen, ist am 11.12.52 im Alter von 67 Jahren einem Herzschlag erlegen. Haemel, ein anerkannter Romanist, war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und korrespondierendes Mitglied der Akademien Madrid und New York. Sein besonderes Interesse galt der spanischen Literatur.

Professor Dr. Haemel gehörte zum Kreis unserer Eichendorff-Gemeinde und er hatte für die historisch-kritische Ausgabe der Gesamtwerte Eichendorffs (Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Kosch, Verlag Josef Habel) die Bearbeitung der Bände „*Übersetzungen*“ übernommen. Die Eichendorff-Forschung erlitt mit dem Heimgang von Univ.-Prof. Dr. Haemel einen schweren Verlust. Wer führt sein Eichendorffwerk fort und zuende? *K. S.*

DER ALMANACH AURORA

erschien das letztmal im Jahre 1943 (12. Jahrgang). Nach dem Zusammenbruch versuchten wir unsere Eichendorff-Arbeit fortzusetzen. Aber bisher waren die Schwierigkeiten allzu groß. Manchmal hätten wir müde werden können. Aber es gehört wohl zu einem geistigen Ringen, daß es sich unter Leiden und Schmerzen bewähren muß. Unser Dichter hat ähnliches erfahren müssen. In seinem Gedicht „*Ein Auswanderer*“ bekennt er:

„Europa, du falsche Kreatur!
Man quält sich ab mit der Kultur,
Spannt vorn die Lokomotive an,
Gleich hängen sie hinten eine andre dran.
So bleibt man stecken mit der ganzen Kultur.“

Nun, Eichendorff setzte sich mit seinem Werk durch und wir, die wir in ihm unsern literarischen Schutzpatron verehren, freuen uns, daß nunmehr dank der materiellen Unterstützung durch das Kulturwerk Schlesien unsere gemeinnützige Eichendorff-Arbeit allen Widerständen und Schwierigkeiten zum Trotz auf gesunder Grundlage aufgenommen werden konnte. Das gilt für das Eichendorff-Museum mit Archiv in Wangen ebenso wie für die Eichendorff-Stiftung und den Almanach *Aurora*.

Weil aber Stillstand Rückgang wäre und unser Arbeitsfeld groß ist, rufen wir auch hier noch einmal die Freunde Eichendorffs, soweit die deutsche Zunge klingt, zur Mitarbeit und zur Werbung für die *Aurora* auf.

Im Buchhandel kostet der vorliegende 13. Band der *Aurora* 5 DM. Die Mitglieder der Stiftung erhalten die *Aurora* unentgeltlich als Jahresgabe.

Karl Schodrok

Herausgeber und Schriftleitung: SCHULRAT KARL SCHODROK (13a) NEUMARKT/OPF.
Umschlag und Satzordnung: PAQUITA KOWALSKI TANNERT
Druck: JOSEF HABEL REGENSBURG

EINZAHLUNGEN: *Kreis- u. Stadtparkasse Neumarkt/Opf. Kto. Eichendorff-Stift. Nr. 214*
AUSLIEFERUNG FÜR DEN BUCHHANDEL: *Verlag Josef Habel, Regensburg-Kumpfmühl,
Gutenbergstr. 17*
*Die Mitglieder der Eichendorff-Stiftung werden direkt vom Kulturwerk Schlesien
(13a) Neumarkt/Opf. beliefert*

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

DR. OTTO DEMUTH *Schongau / Lech/Obb. Gebatstraße 12*
DR. KARL OTTO FREY *Heidelberg, Karlsruherstraße 94*
DR. DR. VON GROLMAN *Karlsruhe l Baden, Kriegsstraße 286*
PROFESSOR DR. GÜNTHER GRUNDMANN *Hamburg 13, Isestraße 132*
SCHRIFTSTELLER ALFONS HAYDUK *Ansbach, Gneisenastraße 24*
DR. JOACHIM HERRMANN *München 19, Nibelungenstraße 12*
ARCHITEKT ALFRED JAHN *Hilden l Rheinland*
SCHRIFTSTELLER WILLIBALD KÖHLER *Wangen l Allgäu, Schlesische Künstlersiedlung*
UNIV. PROFESSOR DR. WILHELM KOSCH *Wien l Osterreich, Herrengasse 5*
SCHRIFTSTELLER GERHARD KUKOFKA *Regensburg, Neumannstraße 20*
BIBLIOTHEKRAT DR. HANS M. MEYER *SpeyerlRhein, Am Germansweg 24*
KARL WILLI MOSER *Wangen l Allgäu, Schlesische Künstlersiedlung*
SCHRIFTSTELLER HANS NIEKRAWIETZ *Wangen l Allgäu, Schlesische Künstlersiedlung*
PROFESSOR DR. FRANZ RANEGGER *Wien-Mödling, Osterreich, Templergasse 2*
DR. EWALD REINHARD *Münster l Westf., Coedestraße 39*
DR. HELMUTH RICHTER *Göppingen, Poststraße 40*
SCHULRAT KARL SCHODROK *Neumarkt l Opf., Landratsamt*